

# Illustration Zeitung



**Emil Jannings**  
als  
„Ohm Krüger“

Der Mann, der von England die Freiheit seines Volkes forderte...

Aufnahme: Tobis-Haendchen

Zu seinem neuen Film gestaltet Emil Jannings eine der ergreifendsten Gestalten der neueren Geschichte: Den Führer des kleinen Burenvolkes, das sich gegen den Gold- und Macht Hunger des britischen Weltreichs tapfer und verzweifelt zur Wehr setzte — ein Kampf, der erst in diesen Tagen auf breiter Front der Entscheidung zudrängt. Die rührende Erscheinung des händlerischen Präsidenten von Transvaal, der durch die Hauptstädte Europas reiste, um für die gerechte Sache seines Volkes zu bitten, wird durch diesen Film für unsere Tage noch einmal unmittelbar lebendig.

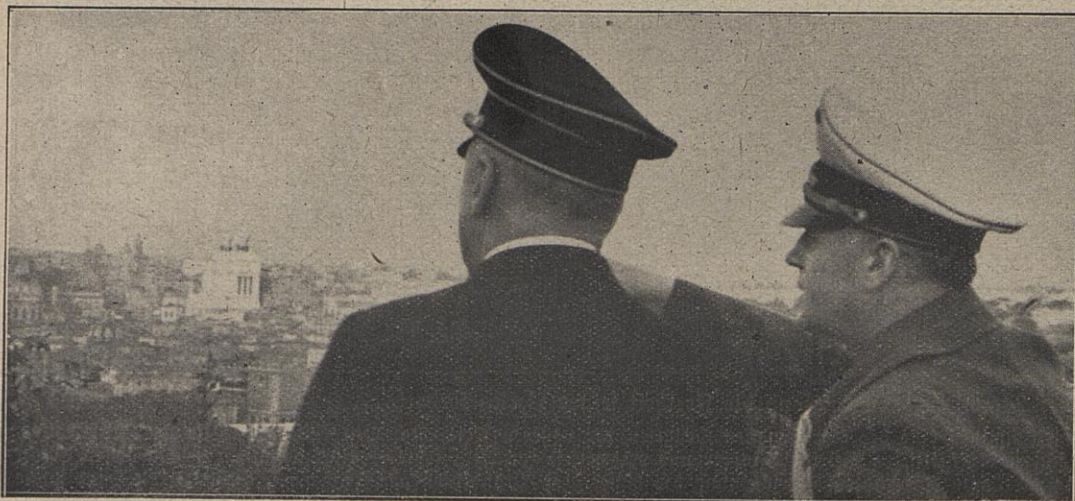
F B H 12



Die Achse formt das neue Antlitz Europas:  
 Im Arbeitszimmer des Duce im Palazzo Venezia: Nach mehrstündigem Gespräch verabschiedet sich Reichsaußenminister von Ribbentrop vom Duce. Rechts Italiens Außenminister Graf Ciano, hinter dem deutschen Reichsaußenminister der deutsche Botschafter in Rom von Mackensen, links Italiens Botschafter in Berlin Dino Alfieri.

Ein Sonderbericht für die „Berliner Illustrierte“ von Helmut Laux.

# IN ROM



Vor dem Bahnhof Termini in Rom: Der feierliche Empfang des deutschen Gastes.

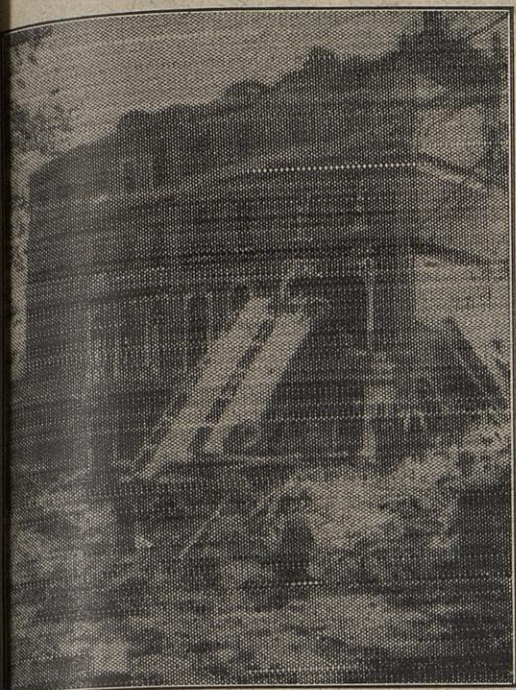
Die Ehrenkompanie präsentiert, wenige Augenblicke danach führt die Fahrt durch die jubelnde Bevölkerung zur Villa Madama, dem Gästehaus der italienischen Regierung.



Bei einer abendlichen Rundfahrt durch die Ewige Stadt:

Reichsaußenminister von Ribbentrop in Begleitung des deutschen Botschafters von Mackensen auf einem der Hügel Roms; im Glanz der Abendsonne liegt die Stadt, überragt von dem marmornen Ehrenmal auf dem Kapitol.

Eine Aufnahme, die die große kameradschaftliche Herzlichkeit zwischen den beiden verbündeten Achsenmächten und ihren verantwortlichen Männern widerpiegelt.



Ein Autobus wurde hochgekatet gegen ein Haus geschleudert . . .  
Unter Fotobild, das uns über New York erreichte, zeigt ein kleines Beispiel die Wirkung der deutschen Bomben bei den Angriffen auf London.

# Die Vergeltung hat begonnen



Gezeichnet von einem, der mitflog:

## Großangriff auf London

Der Kriegsbericht schreibt zu seinem Erlebnis: „Im sicheren Geleit unserer Zerstörer und Jäger fliegt Gruppe für Gruppe, Geschwader für Geschwader in das Londoner Gebiet ein. Trotz heftiger Flak- und Jagdabwehr können die Kampfmaschinen ihren Auftrag durchführen. Eben versuchen einige Spitfire, sich von unten zu unserem Verband heranzuschrauben. Schon in niedriger Höhe werden die britischen Jäger von unseren Zerstörern erkannt. Ein Zerstörer jagt einem Jäger entgegen. Schon der erste Feuerstoß aus der deutschen Maschine zerreißt dem Engländer die linke Tragfläche. Schlag um Schlag gehen die sich verzweifelt wehrenden Engländer nach unten. Die Spitfire zerplatzt im wahrsten Sinne des Wortes.“

PK. Hans Möller



In unmittelbarer Nähe des Buckingham-Palastes fiel eine Bombe. Sie riß einen Krater von sieben Metern Durchmesser. Das Königspaar ließ sich davor fotografieren . . . Nach einer amerikanischen Meldung sind die Londoner Arbeiter der Ansicht, daß der Buckingham-Palast den sichersten Luftschuttkeller Englands besitze, während die Luftschutkräume der Arbeiter in vieler Hinsicht alles zu wünschen übriglassen. Neben dem Buckingham-Palast liegen die Wellington-Kasernen, der Viktoria-Bahnhof und andere militärische Ziele.

In den riesigen Hafenbezirken brennen die Lagerhäuser.

Im Osten der Hauptstadt des britischen Weltreichs liegen, am großen Themsebogen, die Docks und die Lagerhäuser, deren Betrieb lebenswichtig für England ist: Etwa ein Drittel des ganzen britischen Imports und ein Viertel des Exports gingen im Frieden über London. Gegen diese Hafenanlagen richteten sich die ersten Angriffe unserer Luftwaffe — als Vergeltung für die monatelange nächtliche Bombardierung, die sich gegen deutsche Nationaldenkmäler, Kirchen, Friedhöfe und Arbeiterwohnungen richtete. A. P. (3)



„Bei uns geht es immer rund“

berichten die Männer des Jagdgeschwaders, dessen Kommodore der Ritterkreuzträger Major Mölders (Bild rechts oben) ist. „Vor den Flügen und nach den Flügen kommt unsere Zeit“, sagen die Männer vom Bodenpersonal. „Motorenchlosser prüfen das Herz der Maschinen, blickblank und kerngesund müssen unsere Vögel startklar bereitehen.“

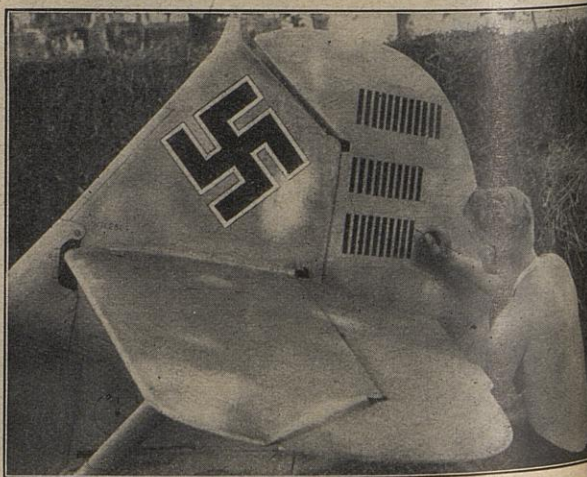


# „Unser Kommodore ist... Mölders“

Ein Besuch beim Geschwader des erfolgreichsten deutschen Jagdfliegers, Major Mölders



„Weiße Streifen ziehen sich durch die Luft: Kielwasser unserer Maschinen, die gegen England fliegen. Hier sind nicht Himmelschreiber für irgendeine friedliche Stellung am Best, sondern die Flugzeuge unseres Geschwaders, an deren Auspuffgassen der Wasserdampf der Luft zu weißen fadenförmigen Wolken kondensiert. Bei uns heißen sie Kondensstreifen.“



„Ein Gruß, der uns glücklich macht:

Unser Kommodore, Major Mölders, erwartet uns. Wir haben oben gewackelt, er weiß, daß wie Siege zu melden haben!“

Die stolze Maschine unseres Geschwaders: Das Flugzeug unseres Kommodore. Die Schiffe sind mattiert



Wieder ist eine Maschine gelandet.

„Zuerst wird der Flieger einmal von uns nach richtiger Männerart begrüßt. Dann tritt er vor den Kommodore und berichtet in knappen Worten von seinem Flug...“

PK Jütte-Weltbild (7), PK Dreessen-Weltbild (2), PK Gentsch - Heinrich Hoffmann

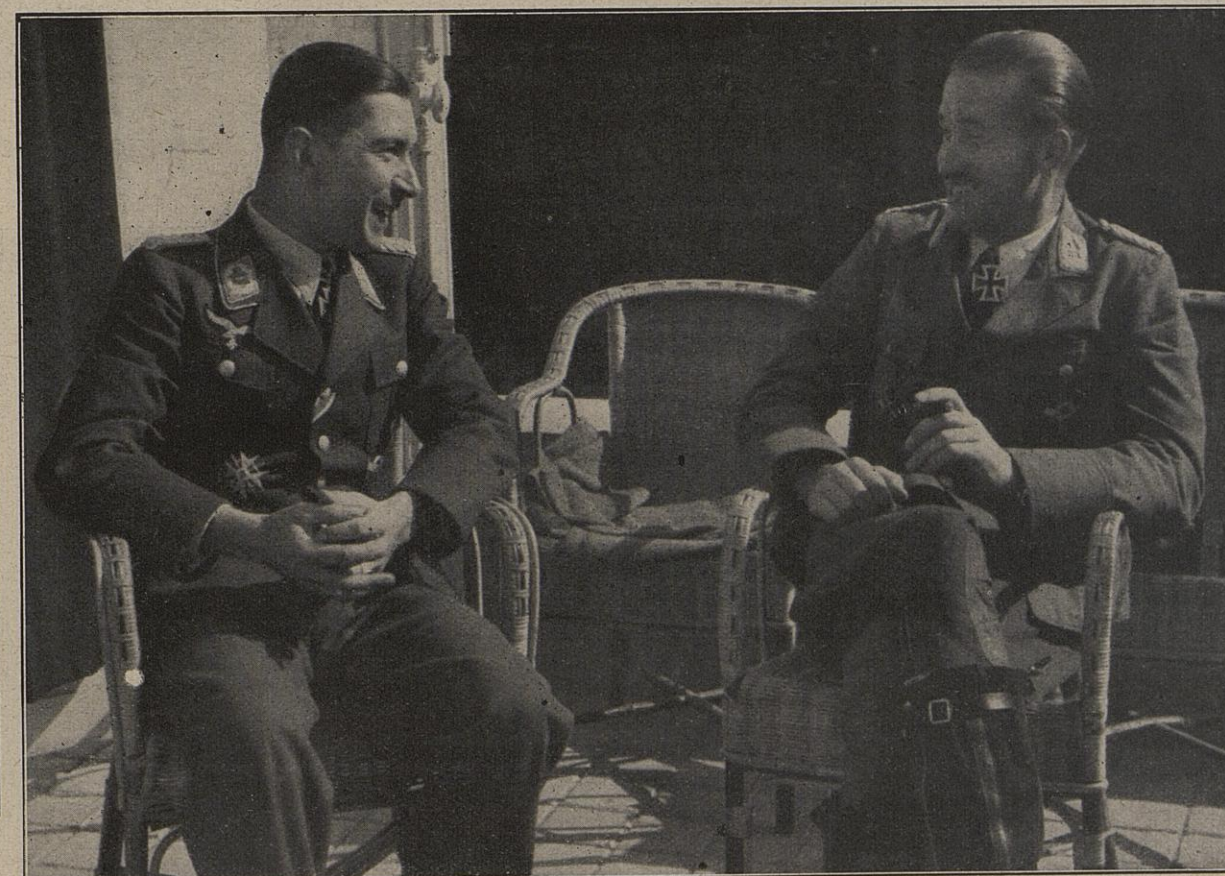


„Hurra! Wir haben sogar zwei!“

Die Männer vom Bodenpersonal sind glücklich: Ein Jäger ihrer Staffel, der eben noch stolz wackelnd zur Landung angefeht hat, hat nicht nur einen, sondern zwei Briten abgeschossen!

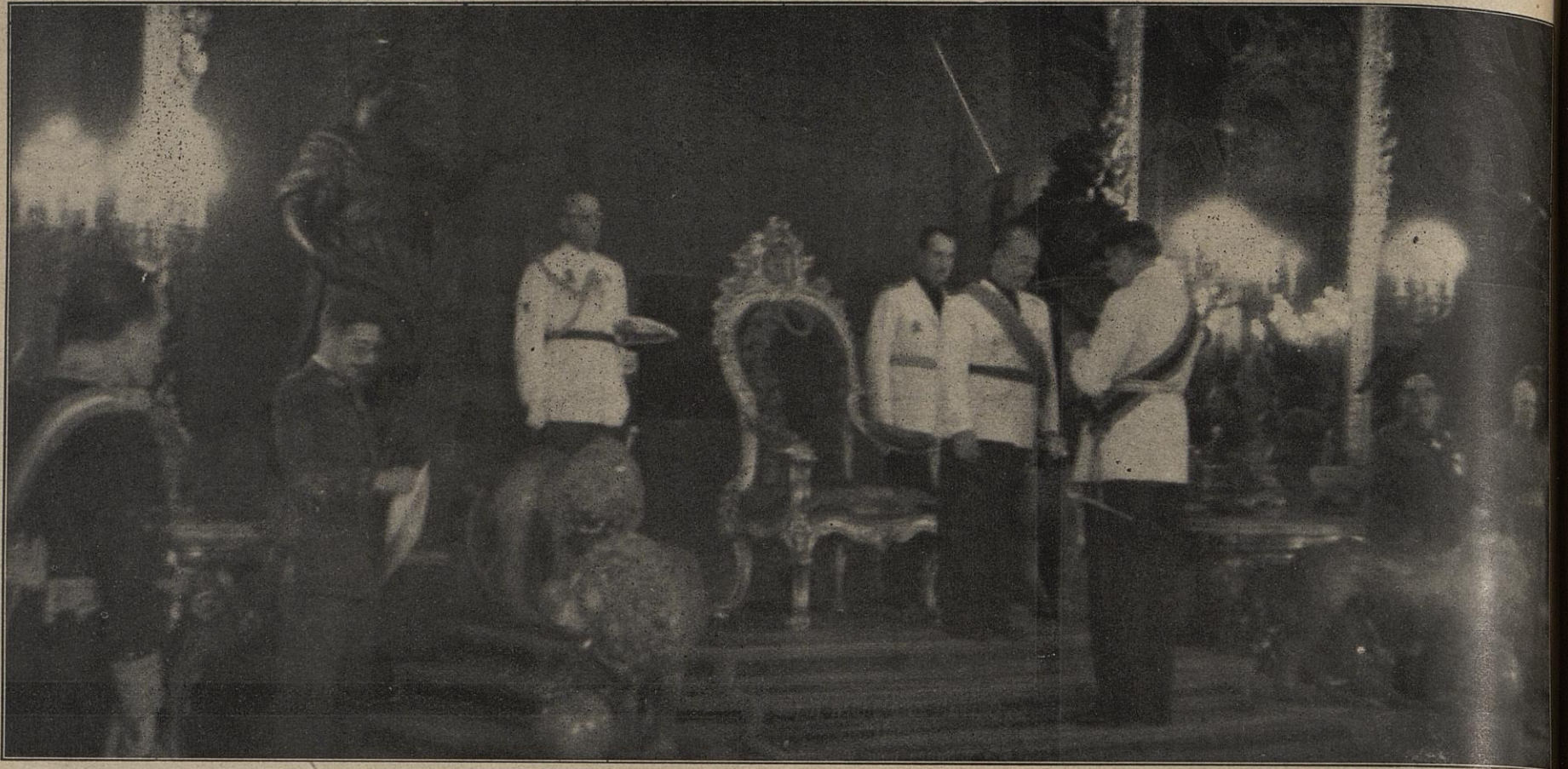
\*

„Bei unserem Geschwader hat die PK immer Arbeit!“ Die PK-Männer, Bild- und Wortbericht, Filmleute und Rundfunkmänner fliegen oft mit oder berichten unmittelbar nach der Landung über den Verlauf der Flüge.



Der Kommodore hat Besuch: Major Galland vom Nachbargeschwader ist gekommen.

Major Mölders war 1938 der erfolgreichste Jagdflieger der Legion „Condor“ in Spanien, das „Aß der Affe“. Er trägt das Ritterkreuz und das goldene Spanienkreuz mit Brillanten und ist erst 27 Jahre alt! Major Galland nahm als Staffelführer am polnischen Feldzug teil. Er ist Sieger in über dreißig Luftkämpfen und trägt ebenfalls das Ritterkreuz.



**In Spanien:**

Feierliche Ueberreichung der höchsten deutschen Auszeichnung an den Caudillo.

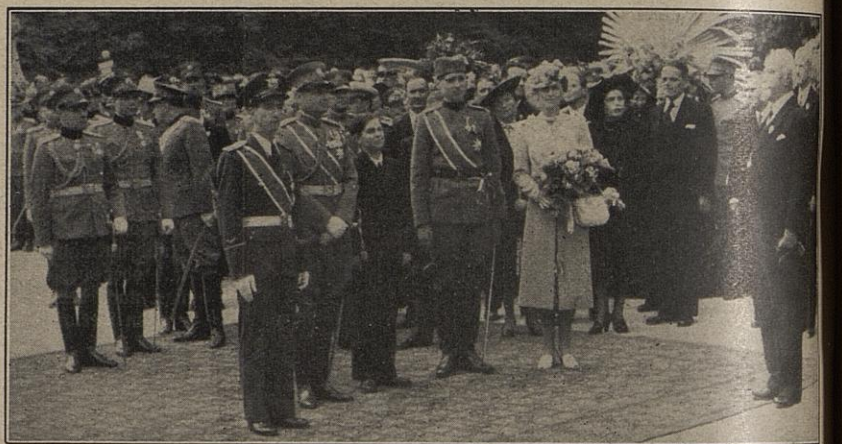
Im Auftrage des Führers überreicht der deutsche Botschafter von Stohrer dem spanischen Staatschef, Generalissimo Franco, das Großkreuz des Ordens vom Deutschen Adler in Gold. Die feierliche Zeremonie fand im Palast El Pardo bei Madrid statt.



Die „Orgel“-Kirche in Kopenhagen wird eingeweiht. Sechs Maurer haben 19 Jahre an diesem, dem Andenken des dänischen Volkserziehers N. F. S. Grundtvig geweihten Bau gearbeitet. Im Kreis: Der dänische König während der Feier.



**In Dänemark:**



**In Jugoslawien:**

Enthüllung eines Denkmals für Alexander I. Der junge König Peter II. und Prinzregent Paul (vorn links) während des Gedenktages für den im Jahre 1934 in Marseille ermordeten König Alexander.



Dänische Pastoren im 22 Meter hohen Mittelschiff der „Orgel“-Kirche.

Associated Press (2), Presse-Bild-Zentrale (4), Weltbild (1), Obitz (1), Witzleben (1), Atlantic (1)

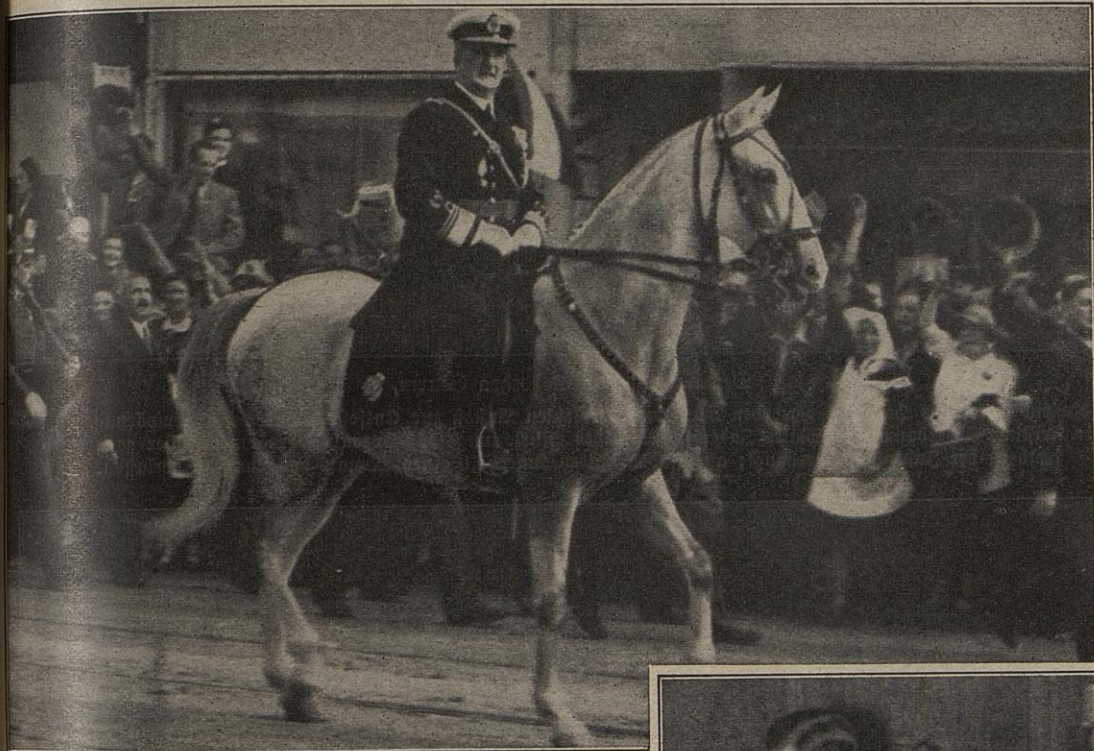
**In Bulgarien:**

Die Süd-Dobrudscha kehrt heim. König Boris III., umgeben von der königlichen Familie, nimmt vom Balkon seines Schlosses die Glückwünsche der Bevölkerung von Sofia entgegen.

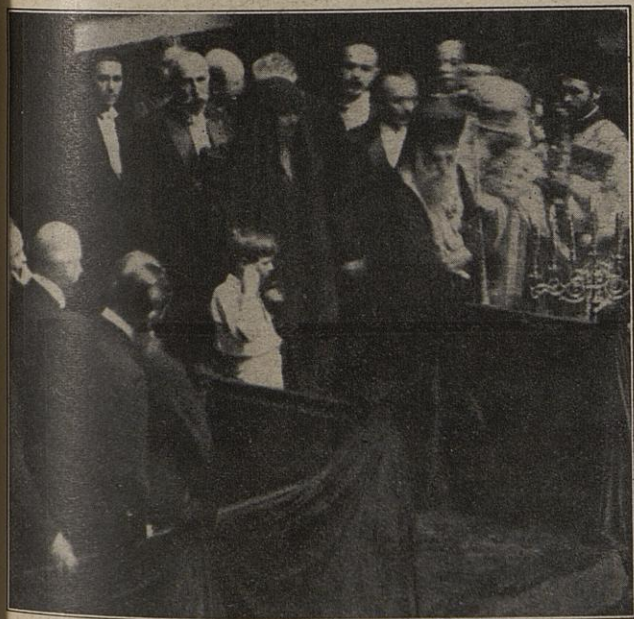


**In der Schweiz:**

Ein Salonwagen mit Schusspuren traf ein... Die Schüsse waren von Mitgliedern der „Eisernen Garde“ dem Salonwagen nachgesandt, in dem Exkönig Carol in Begleitung der Züdin Lupescu nach der Schweiz reifte.



**In Ungarn:** Die Jubeltage in den wiedergewonnenen Gebieten. Reichsverweser von Horthy zieht, von der Menge begeistert begrüßt, in Nagyvarad (Großwardein) ein.



Als Michael I. zum ersten Male König war. Dieses Bild aus dem Jahre 1927 zeigt den damals fünfjährigen König Michael während einer Trauermesse für den verstorbenen König Ferdinand I. Neben ihm seine Mutter und Mitglieder des Regentschaftsrates.

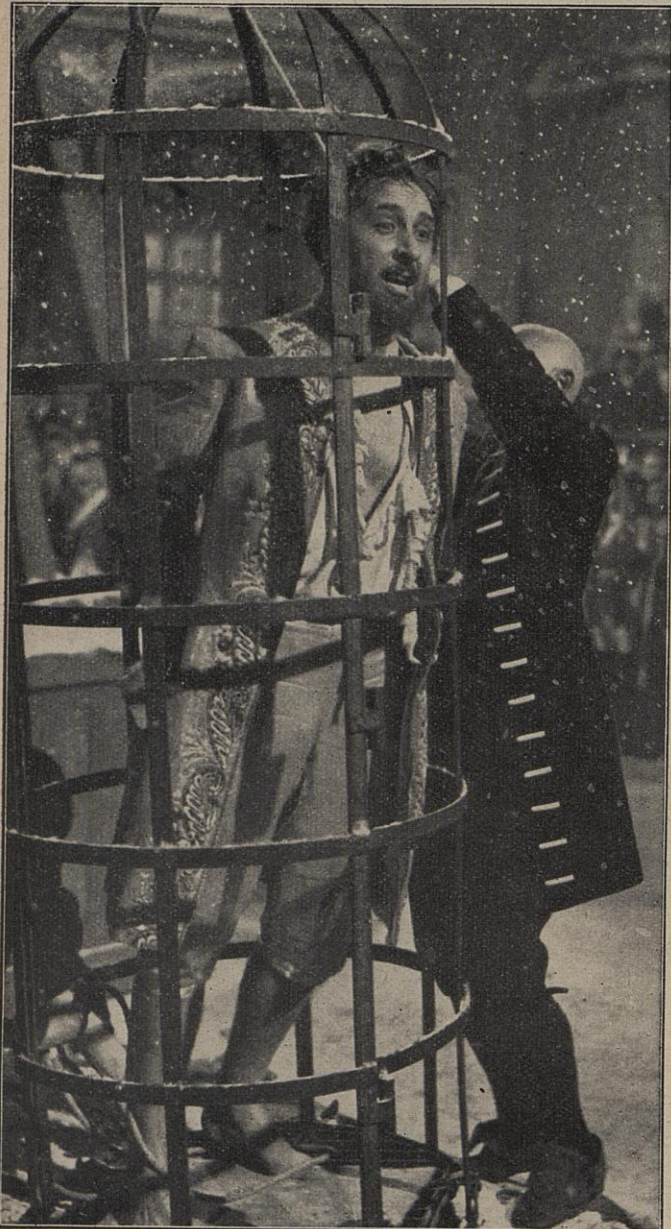


**in Rumänien:**

13 Jahre später: Der zum zweiten Male König von Rumänien gewordene Michael nach der Eidesleistung, mit dem neuen rumänischen Staatschef, General Antonescu, zum Gebet niederkniet.

# Anno 1738

Am 4. Februar 1738: Auf dem Richtplatz von Stuttgart wird Josef Süß-Oppenheimer, vom Volksmund Jud Süß genannt, hingerichtet. Die Strafe trifft einen, der sechs Jahre lang als Finanzberater des Herzogs Karl Alexander von Württemberg das schwäbische Volk ausplünderte, bis es sich gegen ihn erhob. Von Leid und Empörung jener Tage erzählt der Film „Jud Süß“.



Zwei Szenen aus dem Film „Jud Süß“.  
„Soll er mit dem Strang vom Leben zum Tode gebracht werden“

So lautete der Urteilspruch des württembergischen Schöffengerichtes, das dem Volkszorn gerecht wurde. Die Zunft der Schmiede hatte für die Hinrichtung einen Käfig gebaut, eingedenk eines durch Jud Süß (im Film dargestellt von Ferdinand Marian) unschuldig Hingerichteten ihres Standes.



Der Freitod der Dorothea Sturm,  
... die ein Opfer des Hofjuden geworden war, gab den letzten Anstoß zur Entfesselung der Volksempörung. (Im Boot: Kristina Söderbaum und Malte Jaeger). Nach der Hinrichtung Süß-Oppenheimers wurde über ganz Württemberg der Judenbann verhängt; alle Juden hatten innerhalb eines Monats das Land zu verlassen.



200 Jahre später: Die Juden verlassen Krakau.

Nach der Beendigung des polnischen Feldzuges war die Lösung der Judenfrage im Generalgouvernement eines der vordringlichen Probleme. In kurzer Frist wird Krakau, wo der Kampf gegen die jüdische Ueberfremdung nie abriß, jüdenfrei sein.



Mit der Eisenbahn

... werden die Juden Krakaus, die bisher ein Viertel der Einwohner ausmachten, ihren neuen Aufenthaltsorten zugeführt. Andere wieder benutzen ...

# Anno 1940

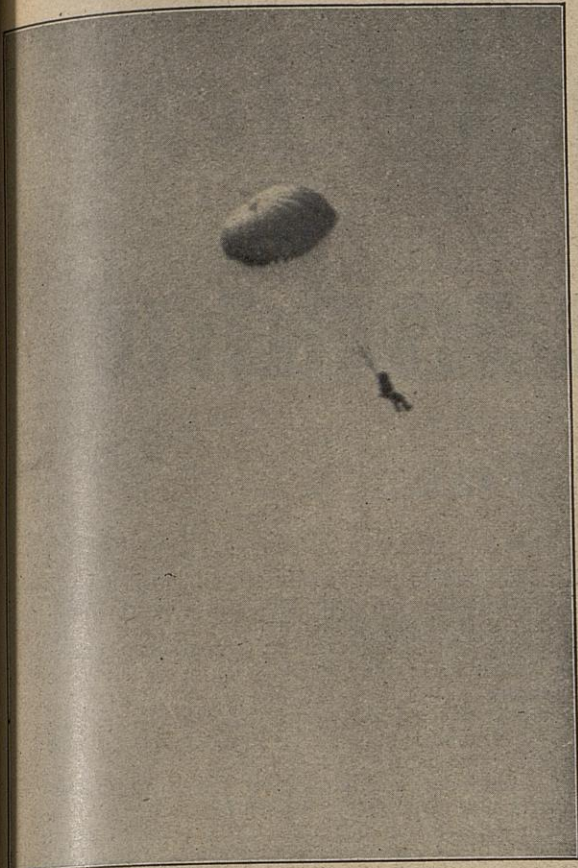
Aufnahmen: Associated Press (3)  
Aufnahmen: Terra (2)

Pferd und  
Wagen zur  
Ueberfiedlung.

Ein jahrhundertelanger Abwehrkampf gegen das immer von neuem eindringende Judentum findet seinen Abschluß.

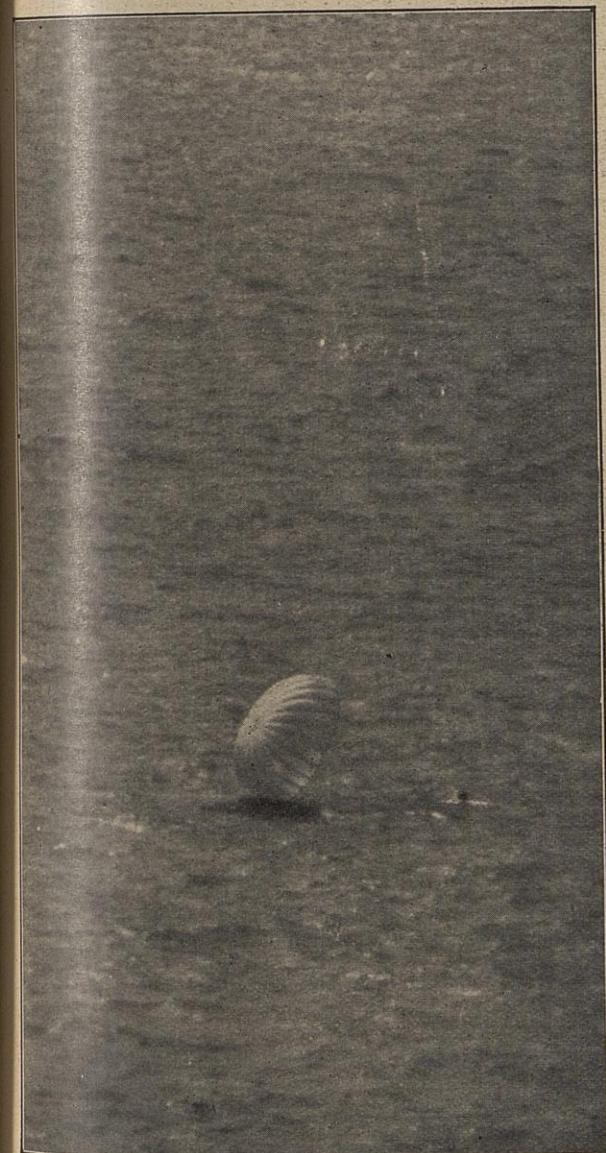


Josef Stief-  
die Strafe  
ogs Karl  
is es sich  
der Film



1. Hoch über dem Wasser des Kanals schwebt ein Fallschirm vom Himmel... Ein Mann hängt daran: Ein deutscher Jagd-Flieger, der abspringen mußte.

# Kameraden!



2. Klatschend schlägt er auf das Wasser... Der Wind bleibt im Schirm. Eine Weile reißt er den Mann durch das Wasser. Dann sackt die weiße Leinwand ab. Der Mann schwimmt.  
PK Elle (4), Manthey (3), v. d. Becke (1) (H. H.)



3. An der Küste sammeln sich Kameraden.

Sie schauen auf das Meer hinaus, wo ein winziger Punkt treibt. Mit dem Fernrohr erkennen sie, was die Fernkamera auf den ersten beiden Bildern festhielt. Ein deutscher Flieger ist in Seenot. Es gilt, ihn zu retten.



4. Die Rettung naht im Flugzeug und im Seenotboot.

Vom Schiff aus wird ein Schlauchboot ausgesetzt. Das Flugzeug kreist über der Stelle, wo der Flieger schwimmt. Gleichzeitig kommt Hilfe noch auf andere Weise...



5. Kameraden haben sich ins Meer gestürzt. Mit kräftigen Stößen streben sie auf den schwimmenden Flieger zu, der sich mit letzter Kraft bemüht, ihnen entgegenzukommen. Helfende Arme packen ihn und tragen ihn durch die Brandung.



6. Gerettet!

Die Strapazen stehen dem Abgestürzten deutlich im Gesicht geschrieben. Aber er ist geborgen: Kameraden eilten zu seiner Rettung, Kameraden führen ihn zurück in die Kameradschaft.



# ... dann würde ich U-BOOT-Kommandant

Von Kapitänleutnant Günther Prien

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

Kapitänleutnant Günther Prien, überall in deutschen Landen und weit über die Grenzen hinaus als Held von Capa Flow bekannt, erzählt hier von seinem Leben und seinen Taten. Als Schiffsjunge unternimmt er seine erste Ausfahrt auf dem Segelschiff „Hamburg“, er lernt die Freuden und Schattenseiten der Seefahrt kennen. Auf der Rückreise bricht auf dem Schiff Feuer aus, dann strandet es an der Küste Irlands und muß von der Besatzung verlassen werden. Im Januar 1932 besteht Prien seine Prüfung als Kapitän auf großer Fahrt, aber seine Hoffnung, daß es nun weiter aufwärts gehen werde, erfüllt sich nicht. Statt dessen kommt die Arbeitslosigkeit. In seiner Heimatstadt Leipzig muß er den schweren Weg zur Stempelstelle antreten. Im Januar 1933 tritt er bei der Kriegsmarine ein, im Herbst 1933 erhält er, der inzwischen Oberleutnant zur See geworden ist, eine neue Dienststelle: Kommandant in einer U-Boot-Flottille. Anfang August 1939 läuft er mit seinem U-Boot zu einer großen Uebung in den Atlantik aus. Die Nachrichten, die sie unterwegs erhalten, sind ernst und schmecken nach Krieg. Aber im allerersten Grunde glauben sie alle nicht an den Krieg oder wenigstens nicht an einen großen Krieg. Und dann kommt er doch.

Ich weiß die Stunde noch wie heute. Ich stand mit Endraß oben auf dem Turm. Es war am 3. September morgens um zehn. Ein frischer Nordwest wehte, und die Wellen hatte kleine weiße Bäckermützen auf. Das Boot lief mit halber Fahrt. Die Bugwelle rauschte, und von unten her kam das tiefe, geruhige Brummen der Motoren.

Da schreit einer unten im Boot: „Herr Kapitänleutnant!“ und noch einmal lauter: „Herr Kapitänleutnant!“ Gleich darauf taucht aus dem Turmluk Hänsel auf. Sein Gesicht ist blaß, und er stammelt atemlos, daß sich die Worte überschlagen: „Herr Kapitänleutnant... Sondermeldung... Krieg mit England!“

Ich stürze die Leiter hinab. Unten in der Zentrale stehen Spahr und zwei Mann vor dem kleinen braunen Kasten, aus dem jetzt Marschmusik ertönt in hartem Rhythmus, an den Nerven reißend. Sie stehen da mit zusammengepreßten Lippen. Keiner sagt ein Wort.

„Was ist?“ frage ich.

„Wird gleich wiederholt, Herr Kapitänleutnant“, flüstert Spahr.

Die Musik bricht ab, die Stimme des Anführers: „Hier ist der Großdeutsche Rundfunk! Wir geben eine Sondermeldung des Drahtlosen Dienstes: Die britische Regierung hat in einer Note an die Reichsregierung die Forderung gestellt, die auf polnisches Gebiet vorgedrungenen deutschen Truppen wieder in ihre Ausgangsstellungen zurückzuführen.“

Heute morgen, 9 Uhr, wurde durch den englischen Botschafter in Berlin in einer herausfordernden Note mitgeteilt, wenn bis 11 Uhr nicht in London eine befriedigende Antwort erteilt wäre, würde England sich als im Kriegszustand mit Deutschland befindlich betrachten.

Darauf ist dem britischen Botschafter geantwortet worden, daß die deutsche Reichsregierung und das deutsche Volk es ablehnen, von der britischen Regierung ultimative Forderungen entgegenzunehmen, anzunehmen oder gar zu erfüllen.“

Es folgt die Verlesung des deutschen Memorandums. Dann setzt ein neuer Marsch ein.

Wir schweigen. In meinem Kopf beginnt eine Gedankenkette abzurollen, schnell, maschinenmäßig exakt. Krieg! Das bedeutet Krieg nach der Preisordnung. Operationsgebiet nach eigener Wahl.

Der Marsch dröhnt noch immer. Sonst ist es ganz still im Boot. Es ist, als ob alles den Atem anhält und wartet, was nun geschehen wird. Die drei Leute in der Zentrale stehen da und sehen mich an. Ich wende mich zur Karte, und winke Spahr heran.

„Kurs 220 Grad, da will ich operieren“, sagte ich und zeige ihm die Route. Unwillkürlich spreche ich gedämpft. Born aber, wo die Freiwache in den Kojen liegt, sagt einer: „Gnade Gott denen, die so 'nen Krieg verschuldet haben...“

Ich klettere langsam wieder hinauf auf den Turm. Endraß und die beiden Posten starren mich voller Spannung an.

„Ja, Endraß, nun ist's doch so weit“, sage ich.

„Na, denn woll'n wir mal“, sagt er ernst.

Dann gebe ich meine Anordnungen. Alle Ausguckposten haben dauernd durch die Gläser zu sehen. Sowie etwas in Sicht kommt, Meldung an mich. Vor allem auf Flieger und auf Seehöhre feindlicher U-Boote achten.

Endraß grüßt stumm. Ich gehe wieder hinunter. Hinten in dem kleinen Verschlag, der mir zugleich zum Schlafen und als Arbeitsraum dient, beginne ich die erste Seite unseres Kriegstagebuchs.

Als ich mit der Eintragung fertig bin, kriech ich in meine Koje. Also, Krieg, denke ich, nun fängt die Zerreißprobe an. Und da ich weiß, daß ich jetzt alle Kräfte brauche, will ich schlafen, und wirklich schlafe ich auch bald ein.

## Erste Begegnung nach Kriegsausbruch

Ein Schrei weckt mich. „Brücke an Kommandant. Necht weisend 200 Grad Rauchfahne.“ Ich fahre hoch. „Was ist?“

Einer in der Zentrale wiederholt die Meldung. Ich schwenke die Beine aus der Koje, reiße die Mühe vom Haken und entere die Leiter hoch zum Turm.

Drüben am blauen Nachmittags Himmel steht Rauch. Dünn und zitternd wie ein fernes Kartoffelfeuer sieht es aus. Ich nehme das Glas vor die Augen und starre.

Langsam schiebt sich ein winziges schwarzes Etwas über das Rund des Horizonts. Wir nehmen Kurs auf das Schiff zu. Ich gehe auf große Fahrt. Der Schnauzbart der Bugwelle spült über Deck.

Allmählich kommt es näher. Es scheint ein Frachter zu sein. Fünf- bis sechstausend Tonnen, schätze ich.

Als wir den plumpen Aufbau der Brücke erkennen, tauchen wir. Die Diesel schweigen. Das Wasser schießt rauschend in die Flutzellen, und dann treten hell aufsingend die E-Maschinen ihren Dienst an.

Wir stehen im Turm. Die Augen ans Seehrohr gepreßt, starre ich über die grüne Fläche nach dem schwarzen Punkt, der uns langsam entgegenwächst.

Endraß ruft aus der Zentrale. „Ist's einer?“ fragt er atemlos.

„Mensch, Endraß, Ruhe!“ sage ich. „Papa muß kicken!“

Wir haben uns in seine Kursrichtung gesetzt und fahren direkt aufeinander zu. Jetzt kann ich auch seine Rationalität ausmachen. Es ist ein Grieche, ein alter, schmutziger Frachter, der asthmatisch keuchend mühsam seine Ladung übers Meer schleppt.

„Ein Grieche“, sage ich laut. Und dann: „Klar zum Artilleriegefecht! Signalflaggen klar! Meldung, wenn Zentrale klar ist!“

Dröhnende Schritte unten im Boot. Man hört das klappernde Geräusch, mit dem die Granaten aus den Buchsen gezogen, das metallische Kliden, wenn sie klargelegt werden.

Augenblicke später Meldungen von allen Seiten: „Ist klar zum Artilleriegefecht!“

Auftauchen. Druckluft strömt zischend in alle Zellen. Turmluk auf. Rauf auf die Brücke. Hinter mir poltern die Artilleristen die Leiter hoch. „Einen blinden Schuß!“ sage ich.

Gleich darauf Endraß' Stimme schallend über das Wasser: „Ein Schuß!“

Das Geschütz bellt auf. Der Nachhall der Detonation läuft zitternd durch den Bootskörper. Hundert Meter vor dem Bug des Griechen schlägt die Granate ein. Eine Fontäne springt auf, und eine Qualmwolke weht über das Wasser hin. Und während knatternd unser Mast ausgefurbelt wird, klingt Endraß' Stimme schon wieder: „Laden und sichern!“

Das Deck des Griechen gleicht einem aufgestörten Ameisenhaufen. Kopflos läuft alles durcheinander. Durch das Glas kann man jeden einzelnen Mann deutlich erkennen. Es ist ganz offenbar: unser Auftauchen hat ihnen einen panischen Schreck in die Glieder gejagt.

Sie verlangsamten die Fahrt, sie stoppen. Und dann liegt das Schiff da, auf dem Wasser schwoiend, bläst Dampf ab.

Am Mast drüben geht das Unterscheidungszeichen und die Landesflagge hoch, und wir signalisieren zurück: „Senden Sie Boot mit Papieren!“

Vorsichtig schieben wir uns an den großen, dunklen Kasten heran. Das Geschütz ist jeden Augenblick klar zum Feuern.

Jetzt sind wir auf Rufweite. Ich reiße das Megaphon an den Mund und schreie hinüber: „Send a boat please with your papers!“

Im selben Augenblick, als ich den Schalltrichter hochhebe, verschwinden die Leute drüben hinter den Booten. Nur ihre Hände, zum deutschen Gruß erhoben, ragen noch über die Oberante der Rettungsboote hinaus. Wie ein Beet von merkwürdigen Pflanzen sieht es aus, die im Winde zittern.

Erst nach einer ganzen Weile antwortet eine Stimme von drüben: „O. k., Sir.“

Und dann beginnt auf dem Griechen ein fieberhaftes Leben. Die beiden Rettungsboote werden außenbords geschwungen. Mit affenartiger Behendigkeit klettert die Besatzung hinein. Lufendeckel, Fender und Bretter fliegen über Bord. Raum haben die Boote die Wasserfläche berührt, da beginnt die Mannschaft zu pullen, weg von uns und weg von ihrem eigenen Schiff. Sie arbeiten, daß sich die Riemen biegen. Es ist, als seien sie auf einer Regatta. Wahrhaftig, ich glaube, sie wollen uns rudern entkommen.

Mit langsamer Fahrt laufen wir hinter den Booten her und sind nach wenigen Minuten längsseit. Sofort nimmt die Besatzung die Riemen binnenbords und streckt beide Hände hoch über den Kopf.

„Who is the captain?“ frage ich.

Ein großer blonder Mensch erhebt sich von der Ruderbank.

„Your papers?“

Die Hand, mit der er die braune Ledertasche zu uns herüberreicht, hebt.

Ich prüfe die Papiere genau. Es ist alles in Ordnung. Neutrales Schiff mit Ladung — ausgerechnet für Deutschland! Nicht der mindeste Grund zum Einschreiten.

„Alright“, sage ich und reiche ihm selber die Tasche zurück. „You may go on!“ Er stiert mich ungläubig an.

„Sie dürfen über unser Zusammentreffen nicht funken“, füge ich hinzu, „ich müßte das sonst als feindlichen Akt auffassen.“

Er nickt eifrig und hebt die Hand zum deutschen Gruß.

Wir werfen das Boot los und laufen ab. Die Leute in den griechischen Booten sitzen noch immer regungslos mit erhobenen Armen wie versteinert da. Und erst, als wir fast eine Seemeile entfernt sind, sehen wir, wie die beiden kleinen Boote eifertig zu dem verlassenen Schiff zurückstreben.

„Wenn der uns man nicht angefahren hat, Herr Kapitänleutnant“, meint Gustav Böhm und wiegt bedenklich sein Vollmondgesicht. Er sieht ehrlich bekümmert aus, als er das sagt.

Und so bemerke ich nur sanft: „Lieber Gustav, erstens sehe ich als alter Handelschiffer auch ohne Brille ganz gut, und zweitens sollte ein christlicher Seemann wie du Schiet nur in den Ausnahmefällen in den Mund nehmen.“

Er schlägt die Hacken zusammen, daß seine Bäckchen zittern, und hinten am Horizont stößt der Grieche die erste Rauchfahne aus. Dann fahren wir weiter, immer den großen Dampfertrakt entlang. Aber es ist, als klebte uns noch von der ersten Begegnung her das Jagdped beharrlich an. Wir sehen nichts als Himmel und Wasser, zwei Tage lang.

## Die ersten scharfen Schüsse

Endlich in der Morgenfrühe des 5. September weht uns wieder eine Rauchfahne entgegen. Ich bin gerade auf dem Turm. Es ist ein diesiger Morgen. Leichte Nebel hängen dicht über den Wellen, und hinter ihren grauen Schleieren geht blutrot die Sonne auf.

Schwer, in dieser Beleuchtung etwas auszumachen. Und so sehen wir den Rauch auch erst, als das Schiff, ein kleiner, schwarzer Punkt, schon hinter dem Horizont

emporgetaucht ist. Es fährt einen seltsamen Zickzackkurs, so wie Libellen übers Wasser schwirren, und Endraß bemerkt weise: „Ein schlechtes Gewissen liebt krumme Wege.“

Dann tauchen wir. Ich stehe am Schrohr und sehe das Schiff näherkommen. Es ist ein kurzer, gedrungen Frachtdampfer mit seltsam farbenprächtigem Anstrich. Der Schornstein ist leuchtend rot, der Top schwarz und der Boden grasgrün. Am Bug steht in großen Buchstaben „Bosnia“.

Ein Engländer! Offenbar ist er gewarnt, nervös und auf Schlimmes gefaßt. Es wäre falsch, vor ihm aufzutauchen. Vielleicht ist er bewaffnet, vielleicht versucht er auch, uns zu rammen.

Ich lasse ihn vorbeiziehen. Kurz hinter ihm tauchen wir auf und setzen ihm einen Schuß vor den Bug. Er dreht ab und zeigt uns sein Heck, und ich sehe, wie der Schaum immer heftiger aufquillt. Er versucht, zu entkommen.

Ein zweiter Schuß. Diesmal so dicht vor seine Nase, daß die Wassersäule des Einschlags über sein Deck sprüht. Aber er stoppt nicht. Und zugleich von unten aus dem Boot ein Ruf: „Meldung an Kommandant — der Gegner sinkt!“

Ein Läufer kommt keuchend nach oben: „Hier der aufgenommene Spruch!“

Er überreicht mir einen Zettel: „Werde von deutschem U-Boot gejagt und beschossen. Erbitten dringend Hilfe!“ Dann Standortmeldung und dahinter wie ein einziger nicht abreißen der Todesschrei: „SOS... SOS... SOS...“

Jetzt gibt's kein Besinnen mehr. Wir müssen scharf schießen. Ich gebe Endraß das Zeichen. Die Männer laden schnell und exakt wie beim Manöver. Dann Endraß' Stimme: „Eine Salve!“ Ein kurzer, scharfer Knall: Drei auf der „Bosnia“ ein krachender Einschlag. Gleich darauf steigt mittschiffs eine blaue Rauchwolke empor. Aber die „Bosnia“ fährt weiter...

„Fünf Schuß Schnellfeuer!“ Und wieder, deutlich sichtbar, der zweite Einschlag, dem gleich darauf der dritte folgt.

Jetzt endlich stoppt der Engländer. Wie ein waidwundes Tier liegt das Schiff da. Qualm dringt aus den Rufen, schwerer blaugelber Qualm. Wölft sich empor und steht dann wie eine Pinie im Wind schwankend über dem sterbenden Schiff. Sie müssen Schwefel geladen haben, anders ist es nicht denkbar.

Wir nähern uns dem Gegner, und ich beobachte, wie sie hastig in die Boote stürzen und sie eilig herunterfieren.

Da schreit Hünkel hinter mir: „Rauchwolke in Sicht!“ Ich fahre herum. Wirklich, dort am Horizont im Nordwesten eine dicke Rauchwolke, schwer und schwarz wie eine Trauerfahne. Blizschnell überlege ich: das könnte Hilfe für den Engländer sein... ein Zerstörer oder ein leichter Kreuzer...

„Behalten Sie das Schiff genau im Auge“, sage ich zu Hünkel, „und machen Sie mir sofort Meldung, wenn Sie ausmachen können, was es ist.“

Die Leute von der „Bosnia“ haben sich beim Aussteigen überhästet. Ein Boot ist voll Wasser geschlagen. Ein kläglicher Anblick, sie so hilflos wegtreiben zu sehen. Ein paar schreien, andere strecken die Arme nach uns aus und winken.

Wir nehmen Kurs auf das sinkende Boot. Samann und Dittmer liegen an Steuerbord, um die Schiffbrüchigen aufzunehmen. Sie liegen da, weit vorgebeugt, so daß ihre Arme fast im Wasser hängen. Das Rettungsboot der „Bosnia“ ist jetzt bis zum Rand vollgeschlagen. Mit einemmal geht eine See darüber weg. Ein paar Leute liegen im Wasser. Eine Welle reißt sie auseinander, man sieht nur noch einzelne Köpfe, hier und dort verstreut. Das alles geht sekundenschnell.

Einige schlagen wie wild mit den Armen um sich. Es sind wohl die Nichtschwimmer. Andere treiben mit langen Stöben dem zweiten Boot der „Bosnia“ entgegen, das jetzt auch begedreht hat und auf die Schiffbrüchigen zuhält.

Blitzschnell schnellen Dittmer und Samann vor, packen einen und reißen ihn an Deck. Es ist ein kleiner, rothaariger Bengel. Wohl der Messeboy. Er sitzt japsend da. Wasser läuft ihm übers Gesicht und Wasser trieft in langen Strahlen von seinem Zeug herunter.

Da meldet Hünkel hinter mir: „Herr Kapitänleutnant, 's ist ein Frachter!“

Ich drehe mich um und nehme das Glas vor die Augen. Der Rumpf des aus Südwesten kommenden Schiffes ragt hoch aus dem Wasser. Anscheinend hat es keine Ladung an Bord.

„Ist gut, Hünkel“, sage ich und atme einmal tief durch. Die Begegnung mit einem Zerstörer, bevor die „Bosnia“ versenkt ist, wäre peinlich gewesen.

Der Messeboy ist inzwischen aufgestanden und neben Dittmer und Samann an die Reling getreten. Er steht da, schlotternd vor Kälte in seinem nassen Zeug. Ich winke ihn an den Turm heran. „Du warst Messeboy auf der „Bosnia“?“ frage ich.

„Jawohl, Sir.“

„Was hattet ihr geladen?“

„Schwefel, Sir.“

„Und wohin sollte es gehen?“

„Nach Glasgow.“ Er spricht ein scheußliches Cockney-Englisch, aber er antwortet vollständig unbefangen, ein Junge aus dem Londoner Slums, der sich durch nichts imponieren läßt.

„Du zitterst ja, hast du solche Angst gehabt?“ Er schüttelt den Kopf. „Nein, ich friere bloß, Sir.“

„Du kannst nachher einen Kognak kriegen“, sage ich. Er macht eine kleine Verbeugung, und wohl um seine Dankbarkeit zu beweisen, fügt er hinzu:

„Wir waren natürlich alle sehr erschrocken, Sir. Sie können sich nicht vorstellen, wie das ist. Man guckt übers Wasser hin, und man sieht nichts als Himmel und Wellen. Da wälzt sich auf einmal so ein großes, graues Ding dicht neben einem hoch. Es schnaubt ganz laut wie ein Tier. Ich glaube, Sir, wenn mir die Seeschlange vom Loch Neß begegnet wär', ich hätt' nicht so'nen Schreck gekriegt.“

Ein schwimmender Vulkan

Wir sind jetzt dicht an das zweite Boot der „Bosnia“ herangekommen.

„Wo ist der Kapitän?“ rufe ich übers Wasser hin. Im Boot steht ein Offizier auf und deutet zur „Bosnia“ hinüber. „An Bord“, antwortet er.

Ich blinde auf das Schiff. In Rauch und Flammen gehüllt, ein schwimmender Vulkan, gleitet es durchs Wasser.

„Was macht er denn da?“

„Er verbrennt die Papiere.“

Im Augenblick stelle ich mir die Situation vor. Der Mann dort allein auf dem brennenden Schiff Hunderte von Seemeilen vom Land entfernt, ohne Rettungsboot, steht da in Qualm und Brand und vernichtet seine Schiffspapiere, damit sie dem Feind nicht in die Hand fallen. Alle Achtung!

„Und wer sind Sie?“ frage ich den Offizier.

Er legt die Hand an die Mütze: „Der erste Offizier der „Bosnia“.“

„Steigen Sie zu uns an Bord.“ Er klettert an Bord, Dittmer hilft ihm dabei. Eigentlich sieht er gar nicht aus wie ein Seemann, ein fetter Kerl, blaß und mürbe im Fleisch. Als er an Deck steht, grüßt er noch einmal zum Turm hinauf.

Inzwischen ist der kleine Messeboy vom Boot der „Bosnia“ übernommen worden, und wir fahren weiter auf das ankommende Schiff zu. Ein großer Norweger, der fast mit dem ganzen Rumpf aus dem Wasser ragt.

Unterwegs sichten wir noch einen Schiffbrüchigen. Wir stoppen. Samann und Dittmer holen ihn an Deck. Ich gehe vom Turm herunter und sehe mir den Mann an, den sie aufgefischt haben. Er liegt da wie ein Loter. Es ist ein kleiner, magerer Mensch, noch ziemlich jung, aber abgetrieben wie ein altes Polenpferd. Spuren von schwarzem Kohlendreck im Gesicht und an seinen Lumpen — wahrscheinlich ein Heizer der „Bosnia“.

Samann hat ihm Jacke und Hemd ausgezogen. Er ist erbarmungswürdig mager. Seine Rippen zeichnen sich deutlich ab wie die Gitterstäbe eines Käfigs.

Dittmer hat ihn bei den Armen gepackt und macht künstliche Atmung. Neben mir steht der Erste von der „Bosnia“, er guckt auf den Bewußtlosen hinunter, und plötzlich sagt er: „Die Deutschen sind doch ein großmütiges Volk, Sir.“

Ich sehe ihn an, wie er dasteht, fett, gepflegt und wahrscheinlich höchst zufrieden mit seiner kriegerischen Schlaueit. Und mit einemmal kann ich mich nicht mehr halten und sage grob: „Hätten Sie lieber dem armen Hund da besser zu fressen gegeben...“ Dann lasse ich ihn stehen und gehe wieder auf den Turm.

Der Norweger ist jetzt so nahe herangekommen, daß man die große Landesflagge im Vortopp erkennen kann. Ich lasse Stoppsignal setzen, und er macht halt dicht vor unserem Boot. Sein Rumpf ragt schwarz und steil wie eine Felswand aus dem Wasser.

Wir signalisieren hinüber: „Bitte übernehmen Sie Befahrung eines englischen Schiffes.“ Sie antworteten „Bestanden“ und lassen ein Boot zu Wasser.

Als es längs liegt, wird zuerst der kleine Heizer hinübergelassen. Er ist noch immer bewußtlos. Dann geht der erste Offizier. Er grüßt noch einmal zum Turm hinauf, ehe er geht.

Ich spreche mit dem Bootsoffizier des Norwegers und erkläre ihm die Lage. Ich zeige ihm das Boot der „Bosnia“ und im Hintergrund das brennende Schiff. Gerade in diesem Augenblick springt drüben ein Mann ins Wasser. Es muß der Kapitän sein. Wahrscheinlich ist er jetzt mit seinen Papieren fertig geworden.

„Den Mann dort müssen Sie auch noch retten“, sagte ich. Der Norweger nickt und wirft sein Boot los.

Dann warten wir, bis er mit seiner Rettungsaktion fertig ist. Es dauert lange, und unsere Ausguckposten suchen nervös den Horizont ab. Denn die „Bosnia“ hat SOS gefunkt, und die Rauchwolke steht wie ein Notzeichen über dem brennenden Schiff. Sie muß auf hundert Meilen zu sehen sein.

Endlich dippt der Norweger die Flagge und fährt nach Süden ab. Wir müssen einen Mal opfern, um schnell zu Ende zu kommen.

Fast die ganze Besatzung ist oben an Deck, als der Schuß losgeht. Es ist unser erster scharfer Torpedoschuß in diesem Krieg, und jeder will die Wirkung sehen. Wir kennen alle die Bilder aus dem vorigen Krieg. Wie der getroffene Dampfer über den Vordersteven abkippt, sich aufbäumt, und dann, das Heck turmhoch in der Luft, auf den Grund hinabschießt.

Aber hier ist alles ganz anders. Unpathetischer, sachlicher und vielleicht gerade darum in seiner Nüchternheit noch furchtbarer. Ein dumpfer Schlag... eine Wassersäule wallt auf, hoch über die Masten empor. Und dann

bricht das getroffene Schiff mitten durch — einfach in zwei Stücke auseinander, die sekundenschnell wie riesige Felssteine in der Tiefe verschwinden. Ein paar treibende Hölzer, Ristendeckel, die leeren Boote, die auf den Wellen schaukeln — das ist alles, was bleibt.

Sie wollen uns rammen!

Wir laufen mit großer Fahrt nach Norden ab. Erst zwei Tage später treffen wir auf das nächste Schiff. Wieder ein Engländer. „Gartavon“ steht in großen weißen Buchstaben an seinem Rumpf. Ein Frachter, ich schätze ihn auf 3000 Tonnen. Dicht hinter ihm tauchen wir auf und setzen ihm einen Schuß vor den Bug.

Er stoppt nicht. Er funkt um Hilfe, und automatisch folgt der zweite Schuß dicht über ihn weg. Jetzt hält er an, und sein Sender schweigt. Die Mannschaft geht in die Boote.

Wunderbar, mit welcher Exaktheit die Leute das Manöver ausführen. Keine Verwirrung, kein falscher Griff. Es klappt besser als bei mancher Flottenübung. Gute Zucht auf dem Kahn, denke ich anerkennend.

Sobald die Boote zu Wasser sind, beginnt die Mannschaft zu pullen. Gleichmäßig mit kurzen, harten Schlägen entfernen sie sich von ihrem Schiff. Als sie ein Stück weg sind, werden Segel gefest. Ich beobachte alles durchs Glas. Auch das klappt großartig. Dann sehe ich mich nach dem verlassenen Schiff um.

Eifriger Schreck! Die „Gartavon“, das Schiff ohne Mannschaft hat wieder Fahrt aufgenommen und dreht im großen Bogen auf uns zu.

Blitzschnelle Erkenntnis: Sie haben das unbemannte Schiff auf uns losgelassen, sie wollen uns rammen.

„Beide Maschinen große Fahrt voraus“, schreie ich nach unten. Qualvoll lange Sekunden, ehe das dröhnende Aufbrüllen der Diesel aus dem Boot antwortet.

Die „Gartavon“ kommt immer näher, schon fällt der Schatten ihrer Takelage über uns. Da kocht das Wasser unter den Schlägen unserer Schiffsschraube auf. Das Boot schießt vorwärts, und hinter uns rauscht der Dampfer durch unser Kielwasser. So dicht, daß seine Bugwelle unser Heck ein ganzes Stück beiseite drückt.

Kalte Wut packt mich. Wir sehen hinter den beiden Booten her, die sich schnell entfernen. Sie segeln und rudern zugleich. Offenbar versuchen sie zu entkommen.

Bergiß nicht, daß es Schiffbrüchige sind, hämmere ich mir ein, während wir hinter ihnen herjagen.

Kurz vor dem Kapitänboot der „Gartavon“ verlangsamen wir die Fahrt, stoppen. Wir sind kaum noch zehn Meter voneinander entfernt. Ich lasse mir das Sprachrohr geben und rufe hinüber: „Hallo... der Kapitän.“

Ein schlanker, blonder Mann im Heck des Bootes steht auf. Der Kapitän der „Gartavon“, sehr korrekt, sehr gepflegt, Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Wenigstens äußerlich.

Neben ihm auf der Ruderbank der leitende Ingenieur. Wie der Kerl grinst! Aus dem Gestrüpp seines dunklen Bartes blecken weiß die Zähne. Sicher hat er das Schiff zum Rammstoß auf uns losgelassen, und der Biedermann von Kapitän hat's gewußt.

„Haben Sie noch Leute an Bord?“ schreie ich durchs Megaphon hinüber.

Der Kapitän legt die Hand an den Mund: „No, Sir.“

„Da Sie einen kriegerischen Akt begingen, werde ich nicht für Sie funken“, schreie ich, „aber ich schicke Ihnen ein neutrales Schiff, wenn ich's treffe.“

Er zeigt klar. „O. k. Sir.“ Und dann nach kurzer Pause: „Kann ich jetzt absegnen?“

„Yes, go on“, rufe ich zurück.

Er grüßt nochmals. Ich danke. Wir sind höflich zueinander, ritterliche Gegner, wie aus einem Schullesebuch. Aber hinter dieser Höflichkeit steht ein eiskalter, klirrender Haß, der Haß zweier Völker, die sich zum letzten entscheidenden Gang gegenüber treten, um Sein oder Nichtsein auf dieser Welt.

Wir fahren zurück zur „Gartavon“. Das Schiff fährt immer noch im Kreise wie ein angepflottes Schaf, das gejagt wird. Wir wollen mit Torpedos sparen und schießen ihm ein paar Granaten in den Rumpf. Die Bordwand reißt auf, weißer Dampf quillt auf. Langsam sackt die „Gartavon“ tiefer.

Noch ein Schuß! Schwerfällig wie ein getroffenes Tier wälzt sich das Schiff zur Seite, dreht sich einmal um sich selber. Einen Augenblick sieht man den Kiel, grün bewachsen mit Tang und Algen, dann rauscht alles in die Tiefe hinab.

Torpedo gegen Tanker


Von jetzt an wird der Krieg härter mit jedem Tag. Die Engländer bewaffnen ihre Handelsschiffe oder sie fahren in Geleitzügen. Wir richten uns danach! Jedes Schiff in einem feindlichen Geleitzug wird sofort und ohne Warnung torpediert. Und in der U-Bootwaffe wird's zum geflügelten Wort: „Wer sich in einen Geleitzug begibt, kommt darin um.“

Ich habe noch keinen zu Gesicht bekommen. Leider. Aber an einem Spätnachmittag im Winter sehen wir eine Rauchfahne aus dem Horizont emporwachsen. Dann das Takelwerk eines großen Schiffes. Dann noch eins. Und schließlich kommt ein ganzer Wald von Masten auf uns zugeschwommen.



In vergilbten Briefen aus dem Felde steht viel geschrieben über die Freude, die der Genuß eines „guten Tobacks“ schon immer bereitet hat. Heute ist das auch nicht anders. Darum lassen wir es uns jetzt besonders angelegen sein, denkbar gute Zigaretten zu liefern.

## Haus Feuerburg

Die Frage, ob man Zigaretten mit oder ohne Mundstück wählen soll, ist überholt. Denn das  Mundstück, mit dem die GÜLDENRING jetzt ausgestattet ist, vereint die Vorzüge beider Zigarettenarten; es ist dem Auge unsichtbar, bietet den Lippen aber ausreichenden Schutz.



# AUF DER SEITE

# des Lebens

Roman von Oskar Gluth

Copyright 1940 by L. Staackmann Verlag, Leipzig

## Die letzte Fortsetzung schloß:

„Weißt du, Tilly, was er über dich gesagt hat, als wir damals zum erstenmal zusammengekommen waren, nach dem Theater? Eine der liebenswertesten und natürlichsten Frauen hat er dich genannt. Und vorher, am Abend, hatte er mir schon verraten, daß er dich fast einmal gefragt habe, ob du nicht seine Frau werden wolltest.“

Ihr setzte einen Augenblicke der Atem aus. „Und warum hat er nicht gefragt?“

„Ach, das hat er mir nur angedeutet...“ Er fühlte, daß es gefährlich war, sie an alles zu erinnern. „Was hat er doch gleich gesagt? Dem Sinn nach jedenfalls, daß es euer Glück, vielleicht aber auch euer Unglück gewesen wäre, wenn du dann ja gesagt hättest. Ja, das weiß ich bestimmt, daß er meinte, er sei zu alt für dich, und du, du seist noch so göttlich jung.“

„Ich sei noch so göttlich jung?“ Sie lächelte leise, und in dieser Sekunde war ein solcher Schimmer von Zartheit um sie, daß sie wie ein anmutiges Wunder wirkte.

„Hast du nicht bemerkt, wie still er an diesem Abend war?“ fuhr Erich fort. „Mir ist es nicht gleich so aufgefallen, ich habe ja immer dich ansehen müssen und war damals doch noch so eifersüchtig auf ihn. Es war so, daß ich dachte, eine Frau, die Ulrich geliebt hat, kann ihn im Leben nicht vergessen.“

Tilly nahm jetzt Erichs beide Hände. „Ach“, sagte sie schnell, „ich werd' ihn auch nie vergessen können, im Leben nicht! Aber wenn er das alles zu dir, gerade zu dir gesagt hat...“

Sie zog ihre Hände nicht zurück, als sie jäh festgehalten wurden.

„Was dann?“ fragte Erich.

„Dann muß es ihm sehr ernst gewesen sein. Und was es auch immer mit dieser fremden Frau auf sich hat, schau, wir müssen zu ihm stehen, wir beide...“

Er blickte ihr voll Freude in die Augen: „Wir beide, ja.“

„Unbedingt?“

„Unbedingt!“

Er sah in dieser Minute keine Gefahren, diese Minute gehörte ihm allein, er konnte sich jetzt keine Gedanken machen. Es war merkwürdig, daß Tilly um einen Schatten nachdenklicher blieb, aber er war so ungebündelt glücklich, daß er nicht einmal das Merkwürdige wahrnahm. Allmählich, ganz allmählich wurde Tilly davon angesteckt, und als der Tag zur Neige ging und Erich sie zum Theater bringen mußte, erschien ihr das als das größte Erlebnis, wie dieser junge Offizier sich mit einer heiteren Klarheit der Gegenwart erschloß und das Schwierige voll Vertrauen, es zu meistern, der zukünftigen Stunde überließ, da es an ihn herantreten würde.

Nachher fuhr er zu Gunda und Robert. Unterwegs merkte er, daß er das Blatt mit dem Bild Ulrichs und der Fremden, ohne es eigentlich zu wollen, zu sich gesteckt hatte. Das brachte ihn plötzlich auf sonderbare Gedanken. War diese fremde Frau die Veranlassung, daß Ulrich nach Beendigung seiner Filmarbeit nicht aus Italien zurückgekehrt war? Wenn er sich alles richtig überlegte, war ihm, seit er in Berlin weilte oder doch öfter herüberkam, so mancherlei aufgefallen, was ihn befremdete, weil er es sich nicht erklären konnte, und was ihm Anlaß zu stiller Sorge war. Gunda und noch mehr Robert kamen ihm verändert vor, als seien sie von einem Geschehen beschattet, um das er nicht wußte. Ging das etwa mit Ulrich zusammen?

Gunda war allein zu Hause. Die alte Frau Helwin war für einige Tage nach Thüringen zu einer Freundin gefahren, und Robert hatte noch im Krankenhaus, ver-

mutlich in seiner Versuchsstation, zu tun. Er kam fast jeden Abend spät heim.

„Seine Arbeit nimmt ihn ganz in Anspruch“, berichtete Gunda wie gewöhnlich. Das fiel Erich an diesem Abend zum erstenmal auf.

Gunda klagte nicht, aber sie freute sich um so mehr, daß Erich sein Versprechen wieder wahrgemacht hatte und gekommen war. Ohne daß er es gleich verriet, wußte sie, daß er sich am Nachmittag mit Tilly getroffen hatte, aber sie sprach nicht mit ihm darüber, obwohl sie den zuversichtlichen Glanz seiner Augen richtig zu deuten glaubte. Sie war erregt und uneins mit sich selbst.

Erich fand, daß sie angegriffen ausah, und seine geheime Sorge um sie wuchs. Mit seinen gesunden, unverbildeten Sinnen spürte er, daß sie Hilfe brauchte. Er wußte, daß sie nie von sich aus Hilfe forderte, ja, daß sie eigenwillig leugnete, wenn man ihr auf den Kopf zusagte, daß da etwas war, was sie quälte.

Seine lebhaften Fragen nach Robert beantwortete sie gelassen, fast ein wenig unaufmerksam, kam ihm vor. Ein dunkles Gefühl warnte ihn, hartnäckig bei diesem Thema zu bleiben. Da Robert immer noch auf sich warten ließ, als es längst Essenszeit war, setzten sie sich in den Erker, von wo aus man Sicht auf einen kleinen grünen Platz mit Bäumen hatte.

„Habt ihr Nachricht von Ulrich?“ wollte Erich jetzt wissen.

„Von Ulrich?“ fragte Gunda ein wenig atemlos und erschreckt zurück. Sie zwang sich, ruhig zu bleiben. „Doch. Oft erinnert er sich ja unser nicht, aber wir bekamen eine kurze Karte aus Venedig. Er arbeitet dort an einem neuen Stück.“

Erich schwieg. Aber er kannte keine Umwege. Er glaubte jetzt sicher zu sein, daß auch Gundas Unruhe mit dem Unerklärlichen zusammenhing, das um Ulrichs Person und Leben war. Es mußte also wohl ausgedredet werden.

Mit einer scherzhaften Bewegung, die nicht aus freiem Handgelenk kam, reichte er der Schwester das illustrierte Blatt. Er hatte es so gefaltet, daß Ulrichs Bild zuerst in die Augen fallen mußte. Fast widerwillig, mit einem unruhig fragenden Blick, griff Gunda danach.

Aber dann geschah etwas ganz und gar Unnatürliches, wie ihm schien. Ein paar Sekunden lang meinte Erich, Gunda habe den Mann auf dem Bild nicht erkannt, aber das war doch unmöglich, andererseits konnte sie das Bild kaum richtig gesehen haben, so schnell sank das Zeitungsblatt mit ihren Händen auf das Tischchen nieder. Sie hatte die Augen geschlossen.

„Gunda!“ sagte Erich heiser, erschüttert, und er wußte nicht, was ihm so nahe ging. „Was ist denn los mit dir?“

Langsam kehrte das Blut in ihr Gesicht zurück, der hartgepreßte Mund entspannte sich. Mit einem matten Lächeln wandte sie sich ihm zu.

„Daß, mir war ein wenig schwindlig... Ach ja, das ist Ulrich...“ Sie nahm das Blatt wieder auf. „Und die Frau, ob das eine Schauspielerin ist, die in seinem Film mitwirkte?“

„Tilly meint, nein...“ Er errötete und biß sich auf die Lippen; selbst Gunda mußte dabei lächeln. Aber da er den Namen einmal genannt hatte, fuhr er tapfer fort: „Tilly kennt alle, die mit ihm in Italien filmten.“

„Ja?“ sagte Gunda. Es sollte leicht klingen, aber ihr Atem ging zu schnell. „Was denkt denn Tilly, wer es ist?“ fragte sie.

Erich zuckte die Achseln. Plötzlich, als habe sie selbst eine Antwort auf die Frage gefunden, eine Antwort, die ihr ein Grauen verursachte, oder als sei die brennende Unrast ihrer Gedanken übermächtig geworden, sprang Gunda auf und starrte ihn an, aber es kam ihr vor, als sehe sie ihn gar nicht. Langsam löste sich für ihre Augen das vertraute Gesicht des Bruders aus dem Dunkel, das sich jäh über sie gesenkt hatte. Erich faßte sie an beiden

Armen, aber da hörten sie Robert in der Diele mit dem Mädchen sprechen, er war also endlich heimgekommen.

Einen kurzen Augenblick noch zog Gunda den Bruder an sich, als wollte sie ihn ganz nahe haben. „Es ist besser, nicht zu viel zu denken“, sagte sie hastig. „Sprich vor Robert nicht davon.“

Kopfschüttelnd folgte ihr Erich, um den Schwager zu begrüßen. Robert war sehr aufgeräumt. Er entschuldigte sich bei Gunda fast zu zärtlich und wortreich wegen seiner Verspätung und war sichtlich froh, daß Erich gekommen war.

Nach dem Essen blieben sie bei Tisch sitzen, das Mädchen hatte Wein aufgetragen. Nur Robert, in dem die Unruhe seines Arbeitstags nicht so rasch zum Abklingen kam, ging auf und ab, während er den anderen ausmalte, wie er mit Gunda den Sommerurlaub ausnutzen wolle: einige Zeit in Buchenhagen, schon um der Schwiegereltern willen, die Gunda sehr entbehrten, und dann zwei Wochen an die See, vielleicht nach Nordsee oder Borkum. Die lebhafteste Vorstellung der ungeheuren Weite des ewig bewegten Meeres schien es ihm angetan zu haben.

Aber plötzlich hatte er, ganz von ungefähr, das Blatt in der Hand, das die Geschwister im Dämmern der Empfindungen auf dem Tischchen im Erker hatten liegen lassen. Erschreckt saß Gunda steil auf ihrem Stuhl, ihr Blick suchte den Bruder, als könne er helfen. Aber Erich zuckte benommen die Achseln, er konnte doch Robert nicht einfach das Blatt aus der Hand nehmen, und er wußte auch noch immer nicht, weshalb man mit Robert nicht davon sprechen durfte.

Schon atmete Gunda auf; Robert hatte die Zeitung, ohne sie überhaupt anzusehen, auf das Tischchen zurückgelegt. Gerade da aber entdeckte er Ulrichs Bild. Seine Augen verengten sich, die Stirn war voller Falten, in dessen konnte das auch damit zusammenhängen, daß er so angestrengt hinblickte. Jetzt lachte er, nicht ganz ohne Spott, und trat mit dem Blatt nahe ans Fenster, um besser zu sehen, denn das Tageslicht schwand schon.

Erich fand, es müsse doch etwas gefagt werden. „Ich habe das Blatt mitgebracht, damit ihr seht, warum Ulrich für uns nur kärgliche Ansichtskartengrüße hat“, meinte er mit einem Versuch zu scherzen.

Robert hatte wohl nicht gehört. Sein Gesicht, durch das abendliche Licht am Fenster noch betont, verriet eine Ratlosigkeit, eine Bestürzung, die seine Züge erschreckend veränderten. Es war das Gesicht eines Menschen, der mit einer letzten Kraft an sich hält, um nicht außer sich zu geraten, zu toben und gegen sich selbst zu wüten.

Sofort begriff Erich, daß ein unbedachtes Wort eines anderen in diesem Augenblicke Folgen haben könne, die nicht wiedergutzumachen seien. Es blieb ihm ein Rätsel, warum das Bild diese Wirkung auf Robert haben konnte, er sah nur, daß es sie tatsächlich hatte. Und darum machte er eine entsetzte, wenngleich verspätete Bewegung, als er Gunda jetzt sprechen hörte. Sie war zu Robert getreten und sagte leise, mit verdunkelten Augen: „Wenn es die Unbekannte ist, die damals versuchte, sich vor Ulrichs Augen zu töten...“

„Dann?“ fragte Robert schnell, und seine Augen suchten sie in der Dämmerung.

„Dann wird jetzt wohl alles gut werden, da er wieder bei ihr ist“, vollendete Gunda.

Erich stand mit schmalen Lippen abseits. Er begriff kein Wort dieses Gesprächs, aber er spürte, daß er jetzt nicht fragen dürfe, vielleicht sogar niemals. Gundas Stimme hatte, obwohl sie fast flüsternd war, einen unnatürlich harten Klang. Und dazu der unheimliche Gegensatz: Roberts zerwühltes Gesicht und das maskenhaft bleiche, gleichsam erstarrte von Gunda.

Langsam drehte sich Robert Helwin herum, so langsam, als gehorche ihm sein Körper nicht mehr. Das Zeitungsblatt löste sich aus seiner Hand und glitt zu Boden, das eben noch von kaum gebändigter Empörung

verzerrte Gesicht verlor allen Ausdruck, wurde leer, als sei plötzlich alle Kraft, alles Gefühl, alles Denken in diesem Menschen verlegt.

Aber das dauerte nur Sekunden. Jetzt zuckte schon ein Lächeln um den Mund, auch in seinen Augen war wieder Leben.

„Vielleicht“, erwiderte er Gunda, er sprach noch schwer, „vielleicht hast du recht, Kind, vielleicht wird nun alles gut.“

Es klang nicht sehr überzeugt, es klang aber auch nicht zweifelnd, es klang nur ganz blaß und gleichsam abwesend, und wenn irgendein Gefühl darin war, so war es der überlegene Ton des Wissenden gegenüber einem ahnungslosen Kinde. Gerade das erschreckte Erich doppelt; aber er war im Augenblick machtlos.

Gunda duldete es, daß Robert ihr mit unruhiger Hand über das Haar strich. Sie verstand sich selbst nicht mehr, auch nicht das tiefe Mitleid mit Robert, das sie jäh überfallen hatte. Sie fragte ihn nicht, ob er die Frau kenne, die auf dem Bild neben Ulrich zu sehen war, und was ihn denn so über die Mäßen erregt hatte. Sie brauchte das auch gar nicht mehr zu fragen. Etwas anderes beherrschte sie. Sie kam nicht frei von dem bohrenden Gedanken: Ich muß jene Frau doch schon einmal gesehen haben? Wo ist sie mir begegnet?

Der Abend verging langsam, über dem Fensterrahmen zogen die Sterne auf. Man vergaß, Licht zu machen. Man vergaß auch fast zu sprechen. Erst als Erich gehen wollte, zwang man sich zu einer sinnlosen Lebhaftigkeit. Er fürchtete sich, die beiden allein zu lassen, und er wußte doch, daß er es tun mußte, daß nichts zu helfen war, bevor die beiden sich ausgesprochen hatten.

Als er schon vor der Tür war, wandte er sich noch einmal um und umklammerte Gundas Rechte mit beiden Händen. Sie sah ihn dankbar an und lächelte schwach.

Dann verhallten seine Schritte auf der Treppe.

XX.

Seit über acht Tagen weilten Petra und Ulrich in Venedig. Dr. Griehl, Ulrichs Verleger, überfiel Direktor Mertens mit dieser Nachricht in der Theaterkanzlei.

„Ich habe den Brief mitgebracht“, sagte er.

„Ich wünschte, Sie hätten ihn selber mitgebracht!“ brummte Mertens und bat den kleinen, quecksilbrigen Besucher schon zum zweitenmal, Platz zu nehmen. „Uebrigens hat er mir auch geschrieben. Es wird bei Ihnen nicht viel anderes drinstecken.“

„Oho!“ fuhr Griehl auf. „Der ganze Plan zu seinem neuen Werk!“

„Darüber hat er auch mir einiges erzählt. Sagen Sie nur nicht, daß Sie begeistert sind und sich einen Riesenerfolg versprechen. Griehl, Mensch!“ Bekümmert starrte der Riese Mertens in den Qualm seiner schwarzen Zigarre. „Das Geschäftliche kommt in zweiter Linie. Wichtiger muß uns schließlich sein: Was ist mit Helwin los?“

Der kleine Dr. Griehl hatte plötzlich seine ganze Lebendigkeit eingebüßt. Er hatte Mertens unterschätzt und leistete ihm jetzt im stillen Abbitte. Eigentlich hätte er sich denken können, daß Mertens die Frage, was mit Helwin los sei, verteuft ernst nehmen werde. Helwin war nicht nur der Freund, er war auch der Magnet des Theaters und sein erfolgreichster Autor.

„Ja, daß er uns und dem Publikum mit einemmal tragisch kommen will, das ist allerdings...“, gab Dr. Griehl sein geheimes Bedenken halb zu.

„Das würde ich an sich nicht tragisch finden, mein Lieber“, entgegnete Mertens. „Man könnte annehmen: Dichter-Ehrgeiz. Der verflüchtigt sich, wenn es, wie in solchen Fällen fast immer, ein Durchfall wird. Viel wichtiger ist: was steckt Tragisches dahinter? Ulrich Helwin ist einfach nicht mehr der alte, weiß der Teufel, was es ist.“

Dr. Griehl zuckte die Achseln. „Ich habe mit dem Regisseur Schornhoff gesprochen, der den neuen Film mit ihm gemacht hat. Er kennt Ulrich Helwin seit zehn Jahren.“

„Na, und was sagt Schornhoff?“

„Dasselbe wie wir in der letzten Zeit. Gespielt habe er prachtwoll, schlicht, menschlich, ohne jegliches Theater. Ob das dem Film zugute kommt, steht auf einem anderen Blatt. Auch Schornhoff hatte den Eindruck, daß Ulrich Helwin nicht mehr der alte ist. Er hat einen Ausdruck gebraucht, der mich erschreckte. Er sagte: Es war bei den Aufnahmen in Italien gerade so, als stehe Ulrich Helwin auf dem anderen Ufer, als gehöre er nicht mehr dazu. Nur wenn er in dunklen Andeutungen über sein neues Stück sprach, wurde er lebhaft und ganz wach.“

„Ganz wach, so“, brummte Direktor Mertens und stemmte seinen massigen Körper aus dem tiefen Sessel hoch. „Uebrigens... hat er auch Ihnen geschrieben, daß er eine neue Schauspielerin entdeckt hat?“

„Wer? Schornhoff?“

„Ach, Unsinn. Helwin! Er ist hingerissen von ihr.“

Dr. Griehl wiegte den Kopf. „Das Schicksal seiner Uraufführung einer Anfängerin anzuvertrauen —“

„Wir wollen nicht Gespenster sehen“, entgegnete Mertens. „Ich habe das Stück als erste Herbstpremiere angelegt.“

„Hat er wenigstens ein Bild von ihr mitgeschickt?“

„Nein. Aber... Hier. Haben Sie das noch nicht gesehen?“

Er nahm ein Blatt von seinem Schreibtisch auf und hielt es Griehl vor das Gesicht. „Biel können Sie da nicht beurteilen, aber wenigstens scheint sie gerade gewachsen zu sein, und ihre Beziehungen zu ihm entbehren wohl nicht der Herzlichkeit.“

Dr. Griehl schwieg und blickte auf das Bild. Mertens hatte sich der Post auf seinem Tisch zugewandt, und immer noch verharrete Dr. Griehl in seiner betrachtenden Haltung.

„Nun?“ fragte Mertens nach einer Weile.

Langsam legte Dr. Griehl das Blatt zurück. Er kreuzte die Hände auf dem Rücken und trat ans Fenster. So sagte er nachdenklich, indem er den vorüberfahrenden Wagen zusah: „Ich fürchte, dieses neue Stück wird eine ganz persönliche Auseinandersetzung mit dem, was er erlebt und was ihn verwandelt hat.“

„Warum nicht?“ meinte Mertens. „Vielleicht ist er Dichter genug, sein Schicksal dichterisch zu gestalten.“

Sie schwiegen ein paar Sekunden, dann wandten sie sich anderen Dingen zu.

Meist arbeitete Ulrich am frühen Morgen, wenn die Stadt Venedig erst erwachte und noch ganz ihr eigenes Leben führte, wenn die Fischerbarken und die mit Blumen, Obst, Gemüse und Holz beladenen schweren Gondeln in das Adernez der Kanäle eindringen, um die große Stadt für den kommenden Tag zu versorgen. Da sangen die Ruderer ihre kleinen Lieder noch für sich selbst und nicht für die Fremden.

Eine frische Brise wehte vom Meer, es war herrlich, am offenen Fenster zu sitzen, klar und willig fügten sich die Gedanken ineinander. Ulrich fühlte, wie sich die lichte Zuversicht des Morgens auf ihn übertrug.

Petra, die ihr Zimmer einen Stock tiefer hatte, pflegte lang in den Tag hinein zu schlafen. Er brauchte nicht zu fürchten, von ihr abgerufen und aus Arbeit und Traum aufgestört zu werden, und er wußte, daß sie ihm fast ein Opfer brachte, wenn sie ihn nach dem späten Frühstück zum Lido, zum Badestrand begleitete, wo er stundenlang Sonne und Meer genoß und oft, in den heißen Sand eingegraben, nachholte, was er an Schlaf in der Nacht versäumte.

Nachmittags machten sie Ausflüge mit dem Schiff oder mit dem Wagen den Bergen zu. Erst wenn die Sonne tiefer sank, hinein in den schwelenden Dunst über dem Flachland im Westen, wurde Petra lebendig. Sie liebte den Abend, die Nacht, und dann gewann ihre Schönheit erst ihren vollen, dunklen Klang. So kam es, daß auch Ulrich sich schon am Morgen nach der Stunde sehnte, da sie auf dunkler Barke durch die Straßen der nächtlich feiernden Stadt glitten, sanft gewiegt von dem brackigen schwarzen Wasser der Lagune, die so manches Geheimnis hütet, leicht betäubt vom Wein und der erschaffenden Wärme des versunkenen Tages. Aber trotz allem dachte er nichts anderes als: Gunda.

Eine fiebernde, unruhige Glut war in ihm, die ihm manchmal fast die Besinnung raubte. In solchen Augenblicken erschien er sich feige, weil er duldete, daß Petra, nur um Robert zu vergessen und doch durch ihn, den Bruder, immer wieder an ihn erinnert zu werden, seine Tage teilte, an seinem Werk sich begeisterte und es gelassen und hochmütig hinnahm, für seine Geliebte gehalten zu werden.

Warum kann ich sie nicht wirklich lieben, so nahe sie mir auch gekommen ist? fragte er sich dann wieder. Wenn ich sie liebte, würde ich sie dann nicht zwingen können, Robert, an dem ihr Leben fast zerbrochen wäre, zu vergessen und mich wiederzulieben? Aber gerade, weil sie sich von Robert verschmährt fühlt, kommt sie über ihn nicht hinweg!

Hartnäckig hielt er an diesem Glauben fest, als sei alles verloren, wenn der Damm dieses Glaubens brach. Und im tiefsten saß doch der Zweifel und höhnte ihn: Du schließt nur die Augen, um nicht sehen zu müssen. Du hast Petra zum Leben geweckt, und schon hat sie begonnen, dich zu erobern. Noch läßt sie dich in dem Glauben, sie sei dein Geschöpf, noch glaubst du zu führen, bald wirst du der Geführte sein... Siehst du denn nicht, wie sehr dich Petra liebt?

Dann kam die Stunde, die ihm die Augen öffnete und ihn unerbittlich aus dem Traumleben herausriß, in das er sich zurückgezogen hatte, um der Entscheidung auszuweichen.

Wie all die letzten Tage waren sie am Strand gewesen. In einer Unruhe, die wilder und offener war als sonst und für die er selbst keine Erklärung wußte, hatte Ulrich fast Streit mit Petra bekommen. Wieder, wie schon mehrmals in dieser Zeit, hatte er darüber gesprochen, während dieser Reise, so schön sie auch sei, das Gefühl der Fremde zu haben. „Ich weiß nicht, woran es liegt, in diesem Jahr kann ich mich nicht eingewöhnen. Die ersten zehn Tage, gut, ich war müde, erledigt, die Arbeit riß mich mit. Aber es ist so, als wenn nicht die Zeit dafür wäre, daß man herumvagabundiert.“

Petra hatte ihn fast zärtlich ausgelacht, und als er zornig wurde, ihn zu beruhigen versucht, aber ihre Worte waren, ob bewußt oder unbewußt, an dem, was er meinte, vorübergegangen.

„Mein Vater war ein Deutscher“, hatte sie gesagt, „ich bin in Deutschland auf die Welt gekommen und aufgewachsen, aber einer meiner Vorfahren war Däne, eine Urgroßmutter Italienerin, und meine Mutter, die dann einen Schweden heiratete, Flämin. Ist es ein Wunder, wenn ich mich in ganz Europa zu Hause fühle?“

Ulrich hatte darauf geschwiegen. Was wollte er auch sagen? Aber er hatte jetzt manches verstanden. Petra tat ihm leid. Es ist nicht gut, dachte er, wenn ein Mensch viele Sprachen erlernen muß, um mit seinen Vorfahren sprechen zu können.

Als sie nach Tisch vom Lido zum Hotel am breiten Kanal von San Marco zurückkehrten, um während der größten Hitze zu ruhen, fand Ulrich mehrere Briefe vor. Petra kümmerte sich sonst nicht darum, er würde schon sprechen, wenn es etwas war, was auch sie berührte. Diesmal aber fühlte sie sich versucht zu fragen oder bei ihm zu bleiben, bis er die Briefe, die er nur flüchtig ansah und dann in die Tasche schob, gelesen hatte.

Er hatte sich sehr gut beherrscht, als er auf dem einen Umschlag Erichs Schrift erkannte, aber Petra, ganz auf ihn eingestellt, hatte doch sein kurzes Stutzen bemerkt.

Schon standen sie im Fahrstuhl, und ihr Einwurf, daß sie heute gar nicht müde sei und darum auch nicht ruhen wolle, wurde von Ulrich überhört. Er bestand darauf, daß sie sich schone. Noch war sie Refonvaleszente. Er brachte sie bis zu ihrer Tür.

„In einer Stunde, Petra...“

Dann ging er nach oben. Wider alle Gewohnheit schloß er sein Zimmer ab.

Alle Müdigkeit nach dem langen Aufenthalt in Sonne und Wasser war von ihm gewichen. Es war ihm, als habe er die Nachricht, die der immer noch verschlossene Brief enthielt, erwartet. Es konnte sich nur um Gunda handeln, um Robert...

Er legte Erichs Brief auf den Tisch und zündete sich eine Zigarette an. Es war nicht so sehr, um Zeit zu gewinnen, es war mehr, als wolle er sich in seinen Gedanken ganz von Petra freimachen und sich auf das vorbereiten, was er nun erfahren mußte.

Endlich öffnete er den Umschlag. Er fand darin das Bild, das ihn mit Petra zeigte, und er erinnerte sich sofort: Es war an jenem Abend bei der Bergkirche über dem Gardasee aufgenommen. Damals hatte er geglaubt, der Fremde habe die Landschaft im Bild festhalten wollen. Jetzt, als er die Aufnahme in dem illustrierten Blatt erblickte, wußte er schon vieles, bevor er erfuhr, was Erich schrieb.

Der Brief war kurz, kameradschaftlich vertrauend. „Ich weiß mir keinen anderen Rat, lieber Ulrich. Ich habe vielleicht als Bruder Gundas das Recht, dem nachzuforschen, was hier spielt, denn es ist kein Zweifel, ihre junge Ehe ist ernstlich beschattet, ja bedroht.“

Wie groß mußte die Sorge sein, daß Erich sich zu diesem Brief entschlossen hatte!

„Aber ich poche nicht auf dieses Recht“, schrieb er weiter. „Ich kenne Dich doch, und darum halte ich es für meine Pflicht, Dich zu unterrichten. Du wirst aber wissen, was zu tun ist. Ich tappe völlig im Dunkeln. Ich habe nur beobachtet, wie sich die beiden Menschen quälten, als sie das Bild sahen. Robert verschließt sich mir jetzt völlig, und Gunda — ach, sie hat sich ihr Glück wohl anders gedacht. Sie spricht nicht darüber. Du verstehst mich ohne viel Worte, die liegen mir nicht. War es eine Dummheit von mir, daß ich den beiden das Bild zeigte? Ich hatte es von Tilly bekommen, und sie machte schon Andeutungen, die meine Beforgnis erregen mußten. Aber entweder wissen sie alle nichts Genaues — von Tilly glaube ich das —, oder sie wollen nichts Genaues sagen, weil sie sich selbst davor fürchten, die Gefahr, wenn es eine ist, deutlich zu sehen. Ich denke da anders, und deshalb, scheint mir, war es nicht falsch, Gunda und Robert auf das Bild aufmerksam zu machen. Es ist gewiß nicht meine Gewohnheit, Menschen, die mir nahestehen, Handgranaten ins Haus zu werfen, aber es muß geklärt und geholfen werden. Den Anfang habe ich halb ahnungslos gemacht, jetzt mußt Du das übrige tun. Und ich weiß, Du tuft es, wenn Du kannst!“

Wieder und wieder las Ulrich den Brief. Er prüfte jeden Satz auf das, was er bedeutete. Sein Gefühl war erstarrt, er war nur kalt überlegener Verstand.

Nun war es also geschehen. Mit einem Schlag war niedergebroschen, was er aufgebaut hatte, um Robert und seine Ehe zu schützen. Robert mußte jetzt wissen, daß Petra damals, kurz vor seiner Hochzeit, ihr Leben seinetwegen weggeworfen hätte, wenn Ulrich sie nicht vom Abgrund zurückgerissen hätte. Und Robert wußte nun, das war das Zweite, daß Petra, die er nicht vergessen konnte, jetzt mit dem Bruder in Italien war. Mußte er nachdem Bild nicht glauben, daß sie ganz zu Ulrich übergegangen und seine Geliebte geworden war?

Und Gunda?

Damals an jenem entscheidenden Tag hatte er ihr versichert, daß er die verzweifelte Frau in der Unglücksnacht überhaupt zum erstenmal im Leben gesehen, daß er vorher von ihrer Existenz nichts gewußt habe. Damals hatte Gunda das Rätselhafte, das in dieser Erklärung blieb, hingenommen; heute mußte sie glauben, daß er sie belogen habe.

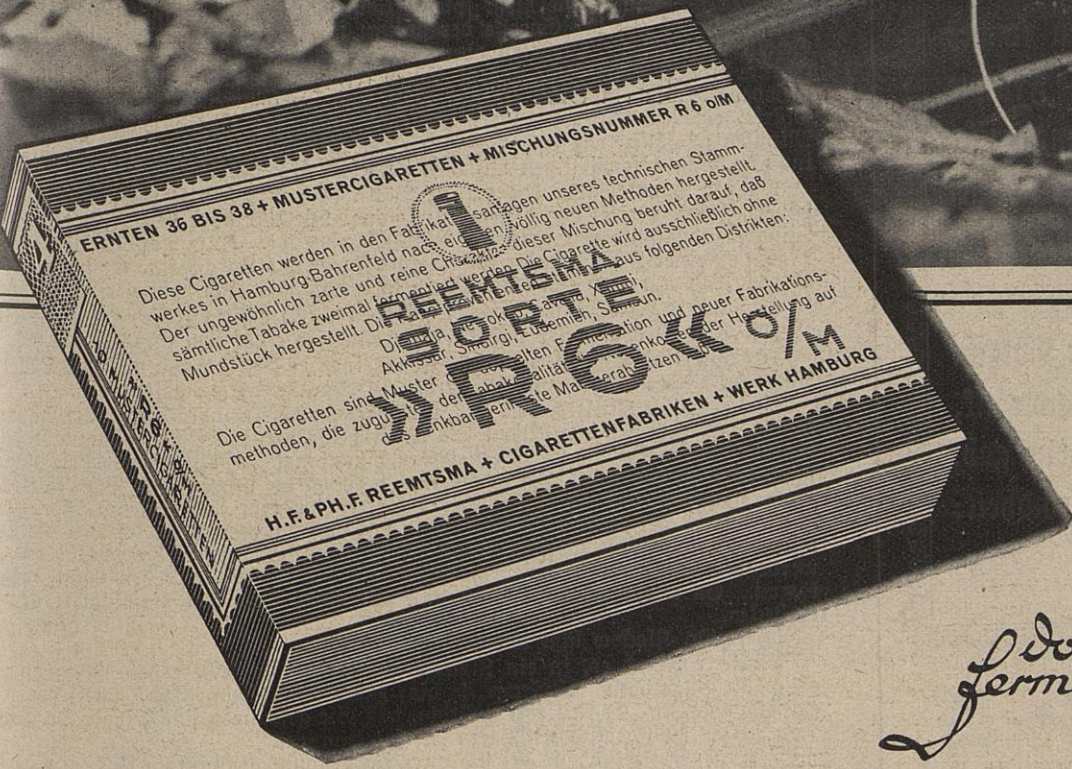
Aber das war nicht so wichtig. Viel wesentlicher war die Frage, ob Gunda ahnte oder schon wußte, daß auch Robert die Frau auf dem Bild nicht fremd war. Sie hatte doch Petra einmal zusammen mit Robert in Köln gesehen, wahrscheinlich hatte sie also Petra auf dem Bild wiedererkannt, Frauen haben scharfe Augen; oder Robert hatte sich selbst verraten oder angelagt.

„Es ist kein Zweifel, ihre Ehe ist ernstlich beschattet, ja bedroht.“

Diese Worte Erichs entschieden.

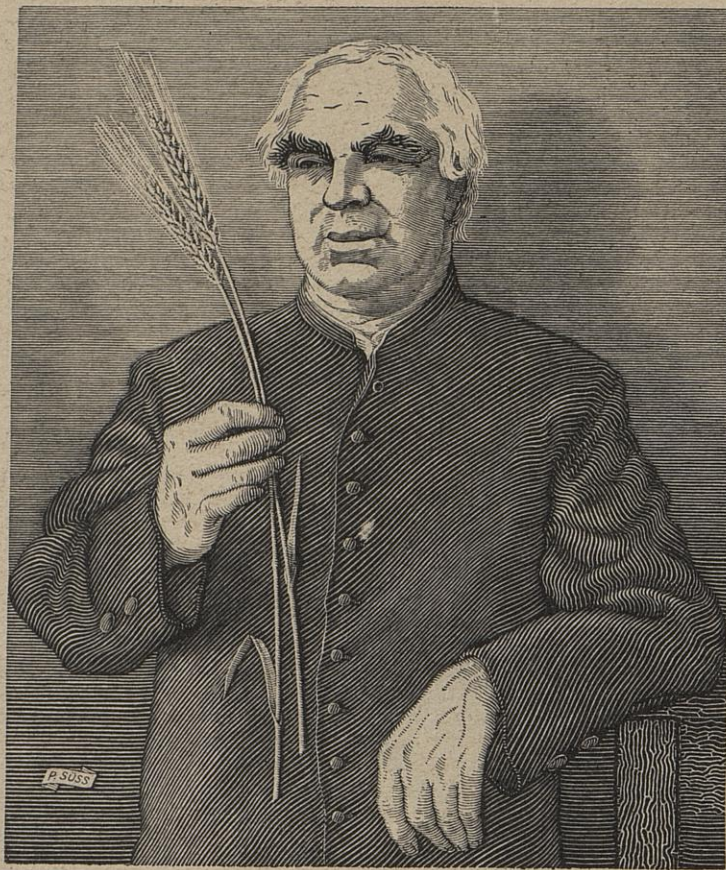
(10. Fortsetzung folgt.)

# Tabakkultur



Unmittelbar nach der Ernte werden die  
Tabakblätter auf Fäden aufgezogen,  
um sie zum Trocknen aufzuhängen.

*Doppelt  
fermentiert*  
**4s**

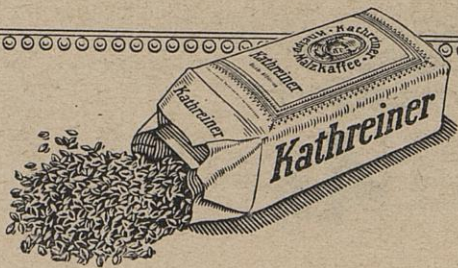


*„In Kraft des Getreides ist groß-  
und immer haben es die Menschen  
besser gefast, in Sausen leben!“*

so sagte uns Kneipp; der diese Erkenntnis aus den Erfahrungen seiner Jugendjahre unter schwäbischen Bauern geschöpft haben mag. Warum, fragte er, sollten die Städter es schlechter haben? Gerade sie brauchten das Gehaltvolle und Gesunde. War schon die Last des Lebens an und für sich nicht leichter zu machen, dann mußte eben die Kraft größer gemacht werden, sie zu tragen.

Darum sagte Kneipp es den Menschen immer wieder: nützt den natürlichen Gehalt der Früchte unserer heimischen Erde! Eßt und trinkt morgens, mittags und abends die bekömmlichen Erzeugnisse, welche aus dem Getreide bereitet werden! Bringt sie täglich auf den Tisch, immer wieder!

Damals war das neu - heute leben wir danach. Und trinken aus voller Überzeugung das Getränk, das Kneipp uns noch gegen Ende seines Lebens gab. Zum Abschluß seiner Arbeit für unsere Gesundheit: den Kathreiner, den Kneipp-Malzcaffee!



# Karo König verliert

Erzählung von K. H. Mundil

Der Schauspieler Hans Marin wurde vom Läuten des Telefons aus dem Schlaf gerüttelt. Mehrfach schrillte die Glocke, denn Marin mußte erst bleiernem Schlaf aus dem Gehirn schütteln, und Traum und Wirklichkeit quollen noch durcheinander. Vom Karo König hatte er geträumt, und er mußte erst begreifen, daß dieser Traum-Karo-König nichts mit dem ungeduldigen Schrillen des Telefons zu tun hatte.

„Hier Hans Marin.“

„Hier ist der Ditona-Film. Herr Marin, sind Sie heute aufnahmefrei?“

„Jawohl.“

„Dann, bitte, kommen Sie doch um 10 Uhr ins Büro. Die Atelieraufnahme ist heute nachmittag.“

Bis 10 Uhr war nicht allzuviel Zeit, aber während der Schauspieler hastig die Garderobe auswählte, waren seine Gedanken doch bei dem Karo-König. Was hatte er nur von ihm geträumt? Da steckte doch etwas Besonderes dahinter?

Er überlegte das noch, als er in der oberen Friedrichstadt zur Hedemannstraße einbog, und dort bemerkte er denn auf der anderen Straßenseite seinen Kollegen Bernd Meiß. Marin tat darauf alle Gedanken an den Karo König beiseite und richtete sie auf seinen Kollegen.

Er hatte Grund genug dazu. Der Zufall hatte diese beiden Menschen auf der Schauspielschule zusammengeführt. Innerlich ähnlich und darum zu einer jungen Freundschaft geschaffen, waren sie auch äußerlich ähnlich. Und dieses Naturspiel löste bald die Freundschaft durch eine wohlwollende Feindschaft ab. Beide verliebten sich in die gleiche Frau. Das war tragisch, doch ungleich tragischer war für beide als Schauspieler, daß sie sich in die gleichen Rollen verliebten, das gleiche Fach spielten und, zu einer gewissen Kleinrollen-Prominenz gelangt, bei allen Filmbesetzungen als Konkurrenten auf den Plan traten. Und diese letzte Tatsache löste in Marin Mißbehagen aus, als er Bernd Meiß auf der anderen Straßenseite gewahrte.

Eben überquerte Bernd den Damm. „Hallo, Hans, wohin so früh?“

„Zum Ditona-Film.“

„Ich habe es mir gedacht. Die Ditona braucht für heute nachmittag eine Filmtypen, und sie hat uns beide angerufen. Wer wird nun die Rolle bekommen?“

Die beiden Schauspieler sahen sich an. Sie starrten in das blanke Licht, in dem die Ditona-Büro Räume in der Sonne funkelten. Ihre Phantasie verwandelte die winzigen Weißstrahlen in kraftstrotzende Atelierlichter. Wer würde diesen Nachmittag im Atelier stehen? Da purzelte in Marins Gedanken der Karo König hinein.

„Bernd“, sagte er, „einer von uns beiden bekommt die Rolle. Wir erhalten die gleiche Gage - 100 Mark für den Nachmittag. Ich schlage vor, daß einer von uns beiden absagt. Dann muß die Ditona den anderen nehmen, er kann mit dem Daumen auf die Schraube der Zeitbedrängnis drücken und die Gage auf 150 Mark hochpressen. Diese 50 Mark gibt er dem Abfagenden als kleines Schmerzensgeld. Warum sollen wir beide immer konkurrieren, zum Schaden unserer Herzen und unserer Filmgage?“

„Du hast recht“, antwortete Bernd Meiß, „aber wer soll von uns beiden absagen?“

„Das wird das Schicksal entscheiden!“ Und zwei Minuten später saßen sie in einem kleinen Film-Café, hatten einen Stoß Spielkarten kommen lassen und legten die Kampfregeln des Duells fest. Der Herz-König wurde aus dem Kartentopf gezogen. Nun nahm jeder fünf Karten, und sie hoben vom Stoß nacheinander eine Karte dazu. Ergab sich dabei ein „Paar“, also zwei schwarze Sieben oder zwei rote Buben, so wurde das Paar abgelegt. Dann zogen sie untereinander. Wer den Karo-König zuletzt behielt - dessen Farbenpartner, der Herz-König, entfernt war -, wer ihn also zuletzt behielt, den Karo-König, der sollte gewonnen haben, und der andere mußte absagen!

Es war ein sehr ernstes Spiel, zu dem die beiden sich hinsetzten. Kinder spielen ähnlich den Schwarzen Peter. Aber hier ging es nicht um einen Sahne-Bonbon oder um einen Zinnsoldaten. Hier ging es um eine Rolle. Eine Rolle hieß nicht „100 Mark“. Eine Rolle hieß: spielen können, vielleicht auffallen können - hieß: wieder einmal auf der Sprosse der großen Leiter zu stehen. Vielleicht führte der Schritt nicht höher. Vielleicht aber auch führte er in die Möglichkeiten der großen Chance hinauf! Eine Rolle haben! Einen fremden Menschen spielen dürfen - einen fremden? Oder ein Stück eigener Güte und Verkommenheit? Ein Stück eigener Stärke, eigenen Lasters? Oder vielleicht auch: die eigene entsetzliche Leere für Minuten ausfüllen mit dem Schatten eines Menschseins, die eigene Sehnsucht nach innerer Ruhe beschwichtigen mit dem Trugbild fremder Verwirrung!

Da zog Hans Marin das nächste Blatt. Es war der Karo-König. Nichts in seinem Gesicht verriet von diesem Glücksfang. Die Uhr über dem Büfett sprang von Minute zu Minute mit grobem Metallschlag weiter. Kurz vor 10 Uhr zog Hans Marin zu einer Herz-Zehn die andere rote Farbe, die Karo-Zehn. Er legte das Paar ab und hielt nur noch den Karo-König in der Hand. „Ich habe gewonnen, Bernd.“

Der andere blieb sitzen. „Schada“, sagte er, „ich hätte wirklich gern gespielt.“

„Aber es ist doch besser und klüger, wenn nur einer von uns hingeht.“

„Gewiß. Und wir hatten auch verabredet: Karo-König gewinnt. Dabei bleibt es. Willst du mitkommen, wenn ich jetzt der Ditona am Telefon absage?“

Marin spürte Mitleid, doch dieses Mitleid war kleiner als die natürliche Berufsfreude. Er war heiter gestimmt, als er die hellblinkenden Bürofenster wider sah, als ihn der Paternoster zum Besetzungsbüro hinauftrug. „Dr. Klockow, Besetzungschef“ stand dort an der Tür. Ich werde klug verhandeln, beschloß der Schauspieler. Ich werde vorgeben, daß ich eigentlich am Nachmittag eine Bühnenschau habe - keine große Arbeit, der Rede nicht wert, aber mit guter Gage. Doch ich will die Ditona nicht in Verlegenheit bringen, wenn Meiß absagte, werde ich es ausführen. Und werde der Bühnenschau absagen, wenn mir die Ditona mit der Gage entgegenkommt. So werde ich klug sagen und mit einer Geste der Gefälligkeit das Geld einstecken.

„Herr Dr. Klockow läßt bitten.“

Marin verstand es, in ein Zimmer zu treten. Er spielte den Gang aus, vom gleichgültig-fachlichen Klitengriff bis zum freundschaftlichen, überlegenen Begrüßungslächeln. „Es ist liebenswürdig, daß Sie gekommen sind“, sagte Dr. Klockow, „wir hatten auch bereits mit Herrn Meiß telefoniert.“

Der Schauspieler dachte bei sich nur: Karo-König gewinnt. „Oh“, erwiderte er, „wenn Sie schon abgeschlossen haben... der Weg hierher war dann unnötig, doch es bleibt bei unserer Freundschaft. Mir hätte es sowieso heute nachmittag schlecht gepaßt.“







★ Auxol beeinflusst Erhaltung und Wiederaufbau Ihres Haares, nicht lediglich von einer Seite aus, sondern setzt mit seiner Wirkung an allen den Punkten ein, welche neueste Forschung als die Ursachen des Haarausfalles bzw. der Haarwuchsförderung erkannt hat. Es ist ein neuartiges, nach besonderem Verfahren (auf Basis herabgesetzter Oberflächenspannung) hergestelltes Haar-tonikum von universeller und ungewöhnlich intensiver Wirkung. Mit Auxol behandeltes Haar wächst stark und elastisch nach. Es hat Glanz und Fülle und ist schmiegsam und leicht frisierbar. RM. 1.90 und 3.—

**F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE**

# Rätsel

## Silbenrätsel

Aus den Silben:  
 a — ah — ar — be — be — ben — bet — bre  
 — brief — cher — de — del — di — diet —  
 dresch — e — eis — er — fehl — fle — füh  
 — ge — gel — gel — gnum — he — heer —  
 i — in — kap — ki — la — meer — mei  
 — mon — na — na — nen — nied — nold —  
 paß — ra — ran — re — re — rer — rich — run  
 — se — sehn — ser — ser — ster — sti —  
 su — sucht — tau — tät — te — tel — ter  
 — teu — the — tur — rüm — um — un —  
 wal — was — zi

sind 24 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sinnpruch von Jean Paul ergeben.

1. Flüssigkeit, 2. grausames, großes Wesen,
3. Frauennamen, 4. bindender Auftrag, 5. Eigen-
- schaft mancher Körper, 6. schmerzliches Herbei-
- wünschen, 7. Vogel, 8. Spezialschiff, 9. Befehls-
- haber von Landstreitkräften, 10. asiatische Haupt-
- stadt, 11. bäuerliches Handgerät, 12. genealogi-
- scher Ausweis, 13. Element, 14. nordspanische
- Stadt, 15. Hautplättchen am Finger, 16. kauf-
- männlicher Begriff, 17. gefährliches Wagnis,
18. Strafrede, 19. Stadt in Litauen, 20. wichtiges
- handwerkliches Schriftstück, 21. Männername,
22. afrikanisches Vorgebirge, 23. Held der deut-
- schen Sage, 24. Abschnitt der mittelalterlichen
- Geschichte.

(Fortsetzung der Rätsel auf Seite 992)

## Lösungen der Rätsel aus Nummer 38

Gerät: Pineal, allein.  
 Zitat zum Verlegen:  
 1. Wunsch, 2. Edwin, 3. Tunis, 4. Troß,  
 5. Emden, 6. Robe, 7. Lenä, 8. Esseg, 9. Urb,  
 10. Chor, 11. Helm, 12. Tander, 13. Eßig,  
 14. Netz. — Wetterleuchten.  
 Raten und Rechnen:  
 $5 \times 14 = 70$   
 $15 \times 4 = 60$   
 $70 - 60 = 10$   
 Vor Gebrauch zu Schütteln:  
 Oben, sieben.

Wörter drehen im Kreise:  
 Treibgas, Leibniz, Laminen, Kuratell, Laterne,  
 Marlene, Kamerad, Kastell, Remagen.

Silbenrätsel:  
 Jedes Zusammensein braucht einen Schweiger.  
 — 1. Judita, 2. Ehefrau, 3. Dunajec, 4. Epi-  
 taph, 5. Schleiertraut, 6. Zitrone, 7. Ufert,  
 8. Spiegeltarpfen, 9. Aphrodite, 10. Majern,  
 11. Mamertus, 12. Erec, 13. Margisch, 14. Schu-  
 bow, 15. Energie, 16. Zmtere, 17. Niederung,  
 18. Bergamotte, 19. Küter.  
 Schulfung: verwegen, verlegen.



## Von Frau zu Frau ...

lassen sich am besten alle diejenigen Hilfsmittel besprechen, welche das gute Aussehen und den Ausdruck eines Gesichtes bestimmen. Immer hört man bei solchen Gesprächen von den Vorzügen der Creme Ellocar, welche jeder Frau jene gewinnende Frische, Jugend und Harmonie verleiht, die im Privat- und Berufsleben so angenehm auffällt. Denn eine sachgemäße Ellocar-Pflege führt nicht nur der Haut schützende und verschönende Nährsubstanzen zu, sondern verleiht auch das sichere und befreiende Gefühl, zu den Frauen zu gehören, die sich das Recht auf Schönheit

durch eigenen Willen und Ausdauer erwerben.



CREM

# Ellocar

für den Tag und für die Nacht bilden die sichere Grundlage, durch welche jene zeitlose Schönheit erlangt wird, die von keinem Alter abhängig ist.

1a Tuben RM -.75, in Töpfen RM 2.—

ELLOCAR G.M.B.H.  
 D Ü S S E L D O R F





## Der geringe Preis

hat nicht zuletzt dazu beigetragen, daß NIVEA-Zahnpasta so beliebt geworden ist und so gern gekauft wird. Der Preis von 40 Pfennigen für die große Tube bzw. 25 Pfennigen für die kleine Tube ist wohl gering – aber nicht zum Nachteil der Qualität. Das Vertrauen, das der Name NIVEA besitzt, wird durch die Güte der NIVEA-Zahnpasta vollauf bestätigt, denn hier sind wirklich alle Vorzüge vereint:

Starkwirksam ♦ Gegen Zahnsteinansatz ♦ Zahnfleischkräftigend ♦ Mikrofein ♦ Mild, aromatisch



Die große Tube 40 Pf.  
25 Pf. die kleine Tube

und so preiswert!

**Zu schlank???**  
 versuchen Sie die bewährten St.-Martin-Dragees. Meist in kurzer Zeit merkliche Gewichtszunahme, vollere Körperformen, frisches Aussehen, stärkere Arbeitslust, Blut u. Nerven. Auch für Kinder völlig unschädlich. Packung 2.50 M., Kur (3 fach) 6.50 M. Prospekt gratis!  
 Willi Neumann, Berlin N 65/345, Malplaquetstraße 24

*Deutsche Wertarbeit.*  
**SONNAL**  
 HAARSCHAF  
 Ein Begriff für jeden Selbstrasierer  
 und aus Solingen  
 Keine Wahl nur Sonnal  
 SONNAL-WERK HUGO PASCH

Schon im Altertum und Mittelalter ist die Glycyrrhiza glabra ein bewährtes Heilmittel.  
 Ein „heiliges Heilmittel“ im Buddhismus: der Süßholzwurzel-saft.  
 Im ältesten China gehört der Saft der Süßholzwurzel zu den höchstbewerteten Heilmitteln.  
 Seit vielen hundert Jahren weiß man:  
 Der schmachthafte Saft der Süßholzwurzel Glycyrrhiza glabra enthält lindernde Wirkstoffe - die Pfefferminze birgt das entzündungswidrige und schmerzstillende Menthol. Beide vereint Rheila... Rheila ist wertvoll. Schon zwei Rheila helfen - schützen vor Erkältungen - nützen bei Husten und Heiserkeit. Rheila ist sparsam - es genügen schon 2 Rheila mehrmals täglich

In Apoth. u. Drog. nur Orig.-Pack. zu RM. 0.50 und 1.-

**VAUEN** Der altbewährte zuverlässige, gute Kamerad der Soldaten von 1870 und 1914.  
 Schutzmarke Raucherbuch 218 gratis von VAUEN / Nürnberg - S

**NOTGELD** all. Art bei Schuster, Nürnberg, Gabelsbergerstr. 62

**UHU** DER ALLESKLEBER  
 klebt buchstäblich alles wasserfest und farblos, z. B.: Papier, Fotos, Stoff, Leder, Holz, Glas, Porzellan, Stein, „Bakelite“, Metall, auch beim Flugzeug- und Zeppelinbau verwendet • In Tuben überall zu RM. —.20, —.30, —.45 und 0.75  
 UHU-WERK, BÜHL (BADEN)  
 Hersteller der vollendeten UHU-Füllhalterfäuste



# Ich erleichtere Dir das Rasieren!

Wer heute Tarr gebraucht, merkt schon am nächsten Morgen, wieviel leichter und schmerzloser er sich rasiert. Alle kleinen Pickel und Hautunreinheiten, die das Rasieren oft zur Qual

gemacht haben, verschwinden. Es gibt kein Brennen, Spannen und keine Hautentzündungen mehr. Tarr verschafft nach dem Rasieren ein herrliches Gefühl der Erfrischung und des Gepflegtseins.



**PERI**  
**ERZEUGNISSE**  
 die sich durch **GÜTE** die Männerwelt  
 erobert haben!

**PERI RASIER-CREME**  
 hautschonend, schnelle Bart-  
 erweichung, leichtes Rasieren.  
 Tube M -.50, 1.-

**PERI RASIER-KLINGEN**  
 handgeschliffen, extrascharf,  
 von langer Gebrauchsdauer.  
 Stück M -.18

**PERI BALSAM** Rasier- und  
 Gesichtswasser  
 beruhigt, desinfiziert, reinigt,  
 erfrischt die Haut. Fl. M 1.25, 2.20

**PERI HAMAMELIS-CREME**  
 für empfindliche Haut, vor und  
 nach dem Rasieren. Dose M -.50

**PERI FIXATEUR**  
 legt das Haar fest, nährt und  
 pflegt es. Tube M -.50, 1.-

**Bleibe PERIANER**  
 auch wenn das eine oder andere PERI-Erzeugnis  
 heute nicht immer zu haben sein sollte.

*Dr. Korthaus*  
**DR. KORTHAUS** **FRANKFURT A.M.**

# Rätsel

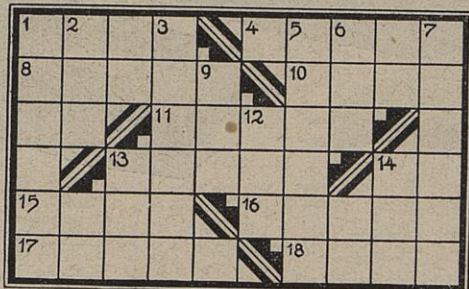
## Total verdreht

1. Klecart, 2. Turnladen, 3. Tierleben, 4. Bleiseen, 5. Wanderlied, 6. Kommerslied,  
 7. Tranlampe, 8. Sportknie, 9. Chinasee, 10. Gartenweg, 11. Bratente, 12. Fräulein

Die Wörter sollen durch Umstellung der Buchstaben in Wörter nachstehender Bedeutung verwandelt werden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen den Helden eines alten deutschen Volksbuches.

1. Oper von Strauß, 2. Teil von Helgoland, 3. regelmäßige Einkünfte, 4. Stadt in der Provinz Sachsen, 5. Bergrieden am Rhein, 6. leichtes Kleidungsstück, 7. Volksvertretung, 8. Aufsichtsbeamter, 9. Stadt in Thüringen, 10. grammatischer Begriff, 11. „geschätzte“ Verwandte, 12. Sportausübende.

## Kreuzworträtsel



- Waagrecht: 1. Nagetier, 4. Himmelsrichtung, 8. griechischer Dichter, 10. Spitze des Truppenkörpers, 11. Körperorgan, 13. Stadt an der Saale, 15. deutscher Kampfflieger im Weltkrieg, 16. Untraut, 17. Nebenfluß der Weser, 18. Stück vom Ganzen.

- Senkrecht: 1. Oberitalienische Festung, 2. Papagei, 3. Musikstück, 5. soviel wie Jant, 6. Getränk, 7. Faserpflanze, 9. afrikanischer Strom, 12. braunschweigischer Höhenzug, 13. nordische Göttin, 14. Schweizer Kanton.

afrikanischer Strom, 12. braunschweigischer Höhenzug, 13. nordische Göttin, 14. Schweizer Kanton.

## Der Brückenbuchstabe

Die Wörter:

Schwarz - Sol - Don - Pluto - Heu - Vogel - Eid - Cent - Kris - Lob - Gabe  
 sind in gegebener Folge durch je einen Buchstaben mit den nachstehenden alphabetisch geordneten Wörtern zu einem Hauptwort zu verbinden. Bei richtiger Lösung nennen die Brückenbuchstaben, aneinandergereiht, eine Flaschenform für manche Frankenweine.

All - Aster - Auer - Bissen - Lie - Rat - Rente - Rio - Rot - Tadel - Thurn

Die neueste Bruststütze für Brusthalter und Corselet und neu für Sport-Brustschlüpfer D. R. G. M. Die Bruststütze ist kein Gummi, sondern festes Kordelband. Bezugsquellen weisen nach  
**GÜNTHER & NEUMEISTER**  
 Korsettfabrik, Schneeberg i. Sa. • Gegr. 1885

Stunden der Erholung  
 werden verschönt  
 durch  
**Chiffon**  
 Eau de Cologne  
 Parfum  
 Puder

„Teras Haus“  
**MAX SCHWARZLOSE**  
 Berlin

# HUMOR

Zeichnung von Barlog

„Nur meine kolossale Energie hat mich zu einem wohlhabenden Mann gemacht.“

„Nanu? Ich denke, du hast eine reiche Tante beerbt?“

„Ja eben, aber ich mußte zehn Jahre lang jeden Abend mit ihr Domino spielen.“

\*

Gruggels sind in der Ostmark gewesen. Frau Gruggel erzählt entzückt von ihren Bergbesteigungen.

„Na, und Ihr Gatte?“

„Ach“, meint Frau Gruggel, „der war nur Kipfelstürmer!“

\*

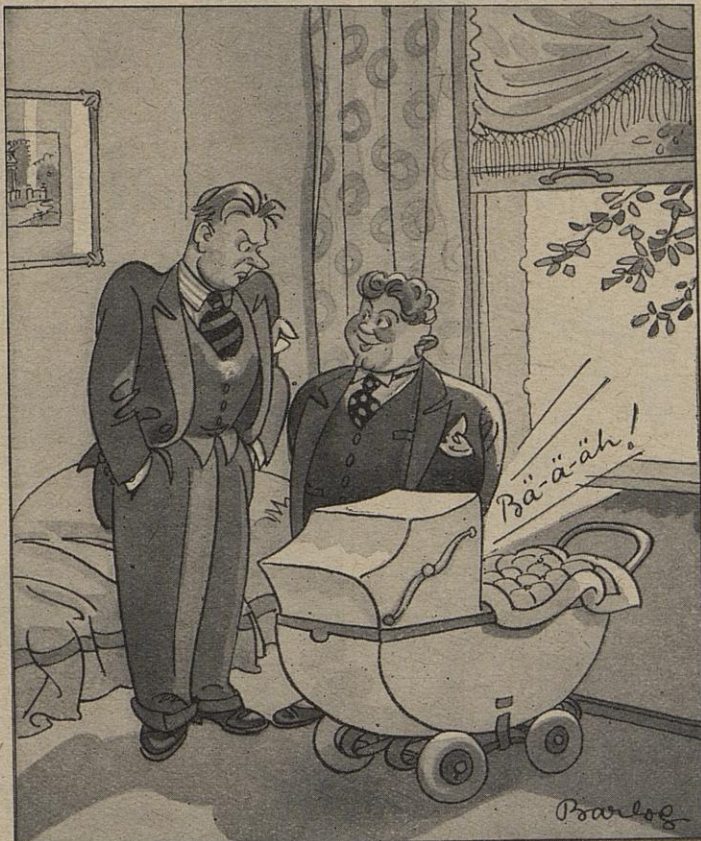
„Nein, mein Herr, der Herr Direktor ist wirklich nicht zu Hause!“

„Merkwürdig — ich sah doch eben seinen Kopf am Fenster. Na, dann ist er wohl ohne Kopf ausgegangen!“

\*

Ein Mann, der still auf dem Lande lebt, lud einen Nachbarn zum Essen ein und verbrachte den Abend mit ihm. Dabei tranken sie ausgiebig. Die Nacht war finster, so hat der Gast, die verdunkelte große Laterne mitnehmen zu dürfen, die in der Halle hing.

Am nächsten Tage sandte der Gastgeber sein Mädchen mit beifolgender Botschaft zu



„Warum haben Sie denn Ihre Tochter ‚Sirene‘ getauft?“  
„Sie heult so furchtbar!“

ihm: „Lieber, alter Freund! Ich wäre froh, wenn ich meinen Papagei mit seinem Käfig zurückbekommen könnte, den du gestern Abend statt der Laterne mitgenommen hast!“

\*

„Nun, wie geht es Ihnen denn, geht es gut?“

„Nicht gerade gut, aber besser.“

„Das ist ja gut, daß es besser geht.“

„Ja, aber es wäre besser, wenn es gut ginge.“

\*

„Mein zukünftiger Schwiegervater glaubt wohl, daß seine Tochter einen Dummtopf heiratet. Da irrt er sich aber sehr!“

„Wieso? Wollen Sie die Verlobung aufheben?“

\*

„Nicht wahr, gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl ist doch Konsul?“

„Konsul?!... Cäsar war Konsul, Napoleon war Konsul... Mein Mann ist General-Konsul!“

\*

Greta: „Gestern war ich mit Otto angeln.“

Rita: „Und hast du was gefangen?“

Greta: „Ja — Otto!“

\*

Zur ersten Hilfe



Vasenol-Wund- u. Brandbinde. Sie kühlt und lindert Schmerzen und verklebt nicht mit der Wunde; folglich schmerzloser Verbandwechsel.

**Vasenol**  
Wund- u. Brandbinde



ZAHNSTEIN gehört nicht in einen gepflegten Mund!



Wenn doch jeder bei seiner täglichen Zahnpflege nur annähernd soviel Eifer an den Tag legte wie bei einem vorübergehenden Genuß! Wenn doch jeder die Rückseite seiner Zähne gründlich putzen würde! Dann wäre der Zahnstein nicht so weit verbreitet. Die Bekämpfung des Zahnsteins sollte für jeden etwas Selbstverständliches sein. Regelmäßiges Zähneputzen mit Solidox zermürbt sein Gefüge und vermag in vielen Fällen seine Neubildung ganz zu verhüten. So haben Sie eine gute Gewähr für weiße, gesunde Zähne — einen stets gepflegten Mund!  
Tube 40 Pf. Große Tube 60 Pf.

**SOLIDOX**

Die Zahnpasta für alle!



**Die Patent 58 Filter Zigarette**

**FILTER-ZIGARETTE**

**Geläuterter Rauch  
Reiner Genuß**

**42**

**Ohne Seife waschen und zugleich die Haut pflegen**

Das ist nichts Neues — seit Jahrzehnten kennen Hunderttausende das tägliche Waschen mit Aok-Seesand-Mandelkleie als eine besonders milde Art der Reinigung.

Die Haut wird nicht entfettet, nicht gereizt, aber gründlich gereinigt und zugleich milde massiert, stärker durchblutet, erfrischt, gestrafft und verschönt. Tägliches Waschen mit Aok-Seesand-Mandelkleie, das ist belebende Gesichtsmassage und milde Pflege der Haut, die Seife schlecht verträgt.

**Aok-Seesand-Mandelkleie**  
— für Empfindliche Aok-Mandelkleie ohne Seesand —

**Ohne Bezugschein** in Packungen zu 19, 48 und 95 Pfg. in allen Fachgeschäften.

Druckschriften *kostenfrei* Exterikultur & Ostseebad Kolberg 1 J

**KRAFTS KNÄCKEBROT**

**KNÄCKE**

**ERSTE DEUTSCHE KNÄCKEBROTWERKE**

*... ist das alte gute Knäckebrot aus Bürg!*

**Figur**  
und Büste verbessern  
Präm. m. gold. Medaille  
Aufklärung kostenlos  
H. Goth, Nürnberg S-F 71

**Kraft**  
für schwache Männer, Temperament für Frauen. Präm. m. gold. Medaille. Aufklärung kostenlos.  
H. Goth, Nürnberg S-E 71

Durch Können zum Erfolg, zum Können durch Wissen, zum Wissen durch die

**„Neue Kaufmännische Bücherei“**

das große unentbehrliche Lehr- und Nachschlagewerk. **Gesamtumfang 3544 Seiten**

**Aus dem Inhalt:**  
Organisation, Buchungstechnik, Abschluß und Auswertung der doppelten Buchhaltung — Bilanzen aus besonderem Anlaß — Beispiele für schwierige Fälle der Buchhaltung — Schecks, Wechsel- und Zahlungsverkehr — Das Kreditgeschäft — Die Wertpapiere — Bürgerliches u. Handelsrecht — Grundeigentumsrecht — Arbeitsrecht — Sozialversicherungsrecht — Rechtsgang vor den ordentl. Gerichten — Arbeits-

gerichtliches Verfahren — Zwangs- vollstreckungsrecht — Musterbriefe a. all. Briefgattungen des Geschäftsverkehrs — Sprache und Stil des Geschäftsbriefes.

Zahlreiche freiwillige Anerkennungen beweisen, daß die von anerkannten Fachleuten bearbeitete Bücherei muster- gültig und leicht verständlich ist. Der Preis der achtbändigen, in Halbleder gebundenen Bücherei ist 44.- RM. Auf Wunsch Monatsrat. von nur 5.- RM. Die erste Rate bei Lieferung. Das ganze Werk wird sofort geliefert.

**B. WICHERT, Buchhandlung, Berlin-Lichterfelde 1 P** • Erfüllungsort: Berlin-Lichterfelde

*Quin Pickel  
wird selbst das schönste  
Zingulbild. Dank an  
Blankosulf*

**Blankosulf**  
Flasche (ca 45 gr) . . RM 1.39  
Zu haben in allen Apotheken

**VorSCHMERZENretten**  
**Kreuz-Tabletten**  
10 TABLETTEN

Kreuz-Tabletten verhüten den Schmerz. Sie lassen Schmerzen gar nicht erst aufkommen. Wo man aus Erfahrung Schmerz befürchtet: Grippe- gefahr, Kater, Erkältung und damit zusammenhängende Kopf- schmerzen, Fieber usw. nimmt man eine Kreuz-Tablette. Die Ge- fahr flieht dann wie die Wolken vor dem Winde. Kreuz-Tabl. sind voll- kommen unschädlich u. in allen Drog. für 5 Pf. (10 Tabl. 50 Pf.) zu haben.  
**ERLEMANN & CIE., K. G., BERLIN NO 55**

zeichnet die Wäsche mit

**BEVO** **Webnamen**

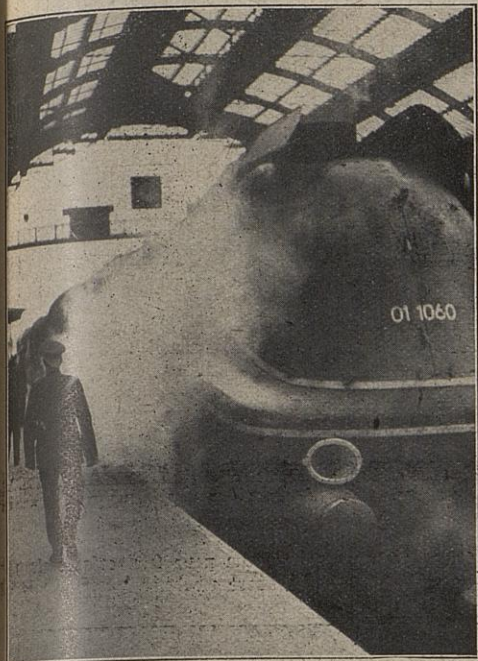
BANDFABRIK *Ewald Vorsteher* WUPPERTAL

**Ein Genuss für alle, kein 16 Min toll!**

Zuverlässig wirksam bei allen Haarschäden und zugleich eine wundervolle Erfrischung: **Dr. Dralle's Birkenwasser.**

**Dralle**

# Ein Angst-Traum wird Wirklichkeit



Ein Zug läuft ein: „Berlin! Potsdamer Bahnhof!“

In einigen Schlafwagenabteilen hantieren Spätaufsteher noch an ihren Koffern herum, schlüpfen in ihre Mäntel hinein — und denken voll Aufregung daran, wie furchtbar es wäre, noch nicht angezogen zu sein. Aber was ist das...?



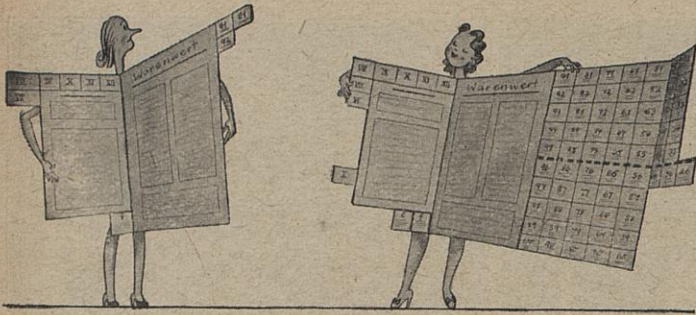
Furchtbar in seinem Zorne und in seinen Unterhosen...

... ruft Heinz Rühmann einen Reisenden zurück und fordert seine Kleider wieder! Der Herr aber erklärt kühl, daß er ihm für diese Kleider ja eben einen Scheck von zehntausend Mark überreicht habe. Auf Rühmanns flehentliche Bitten stellt er ihm aber schließlich seinen hocheleganten Schlafanzug zur Verfügung. Dem unglücklichen Rühmann bleibt einfach nichts weiter übrig, er wandelt...



... im Schlafanzug durch die Sperre und über den Potsdamer Platz!

Ein Angsttraum vieler ist Wirklichkeit geworden: plötzlich im Hemde mitten im Großstadtverkehr zu sein. Und es ist auch genau wie im Traum — niemand nimmt von dem seltsamen Wanderer Notiz. Nur... eine lautlos herangleitende Filmkamera, die diese ganze Szene für den Rühmann-Ondra-Film „Der Gasman“ einfing. Waske-Ufa



Die „Alten“ unter sich.

„Fabelhaft, wie Sie sich gehalten haben, meine Liebe! Kein Mensch sieht Ihnen Ihre zwölf Monate an, und dabei bin ich doch auch nicht jünger als Sie! Gebrauchen Sie irgendein Mittelchen?“ — „Aber nein! Das ganze Geheimnis ist Ruhe und Zurückhaltung — vor allem hüten Sie sich vor jeder einschneidenden Veränderung!“

# Die neuen 150... (Punkte)

Charlotte Kleinert berichtet zur neuen Kleiderkarte:



„Hallo, ist dort die Kleiderkartenstelle? Ein feines Ding haben Sie mir da mit Ihrer lächerlich kleinen Punktzahl für Krawatten eingebrockt! Jeden Tag kaufte ich mir eine, und jetzt hat sich die Verkäuferin mit einem anderen verlobt!“



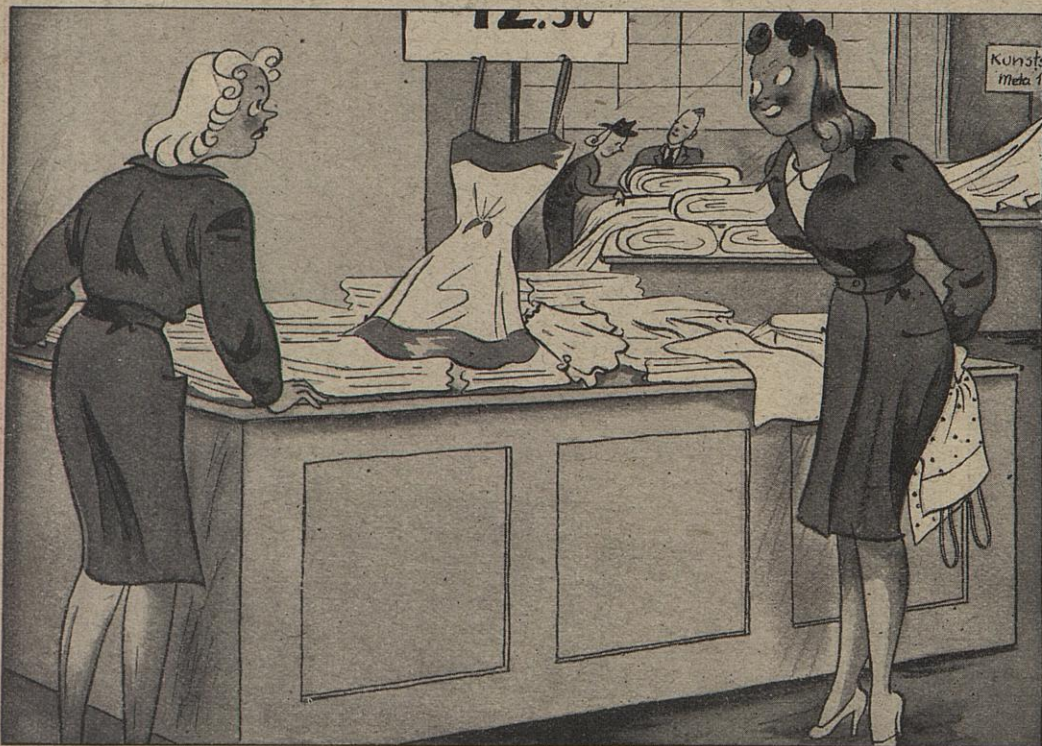
Mit der neuen Kleiderkarte in der Tasche kommt man sich vor wie am Ultimo. „Wieviel Punkte kostet die Welt?! Wenn ich wollte, könnte ich mir sogar einen neuen Extra-Wintermantel leisten!“



Die schönen Tage der aufgebrauchten Kleiderkarte sind vorüber, jetzt beginnen für die armen Chemänner wieder aufregende Zeiten! „Aber, Trudchen, muß denn deine neue Kleiderkarte gleich wieder angeknabbert werden?“

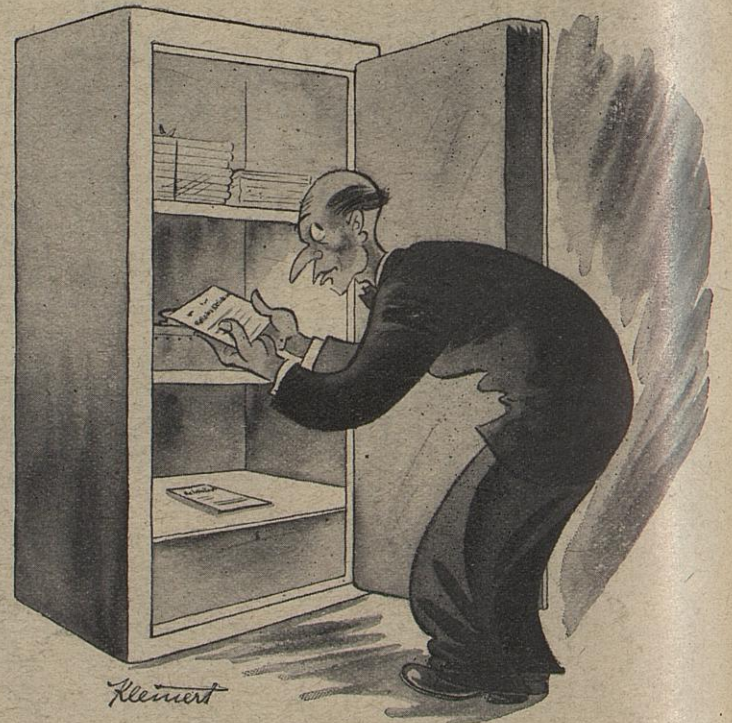


„Ich werfe mich auf Kunstseide, das gibt unheimliche Punktersparnisse, und du behauptest immer, daß ich nicht sparen kann!“ — „Ruhe jetzt! Ich weiß noch gar nicht, wie ich die 12 Punkte meiner alten Karte am besten anlege!“



Ein neues Unterhaltungsspiel für Verkäuferinnen.

„Nate mal, was ich hier habe?! Es gehört zur Gruppe IV und kostet 14 Punkte!“



Kleinert

Der Geizhals.

„100 Punkte hab ich noch vom vorigen Jahr, jetzt kommen 150 Punkte dazu, das macht schon 250 — — wenn ich nun jährlich wieder mit einer solchen Punkterhöhung rechne, so habe ich in zehn Jahren...“